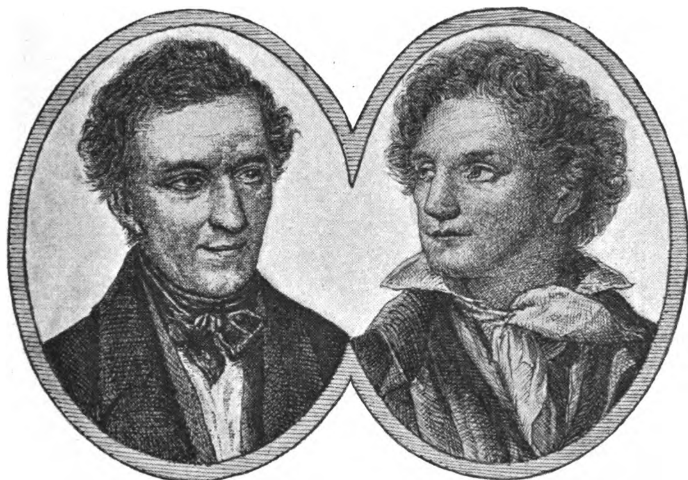




Franz Grillparzer   Raimund

Grillparzer und Raimund.

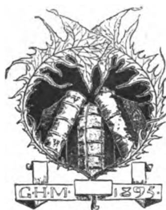


Zwei Vorträge

von

Arturo Farinelli.

Mit dem Bildniß der Dichter.



Leipzig,

Verlag von Georg Heinrich Meyer.

1897.

A Rodolfo Renier

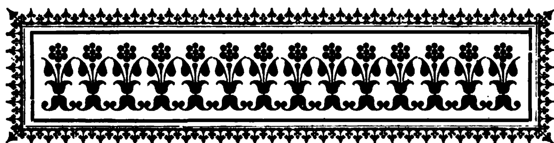
Professore all' Università di Torino.

A te, mio impareggiabile amico, che, negli ozî delle vacanze autunnali, meditasti pure sulle opere dei massimi vati dell' Austria, e, al lato della tua vivacissima consorte, errasti fra monti, dove rinchiuso, io vivo lungi dalla patria; a te, cui è famigliare la maestosa ed austera natura del Tirolo, lo scroscio dei torrenti, lungo i quali io vo pellegrinando, e, or lieto, or triste, porgevi e porgerai ancora orecchio alle voci arcane e flebili che mormoran queste selve scosse dal vento; a te, mio caro, dedico questi due poveri e scarni studî. E se, leggendo queste gine, ti sorprenderanno i ripetuti lai, la melanconia

cupa e funesta, lo strazio continuo e immenso dei miei poeti favoriti che, vuoi per predisposizione di natura, vuoi per le vicissitudini tristi e luttuose trascinarono coi denti la vita piuttosto di goderla oppure di sopportarla, considera che di simile sconforto fu sovente pieno e gonfio il cuore del tuo

Arturo.

Inhalt.



Grillparzers
Welt- und Lebensanschauung*).

Dreiundzwanzig Jahre sind's, bis auf wenige Tage, da gaben hunderttausend Wiener dem hingeschiedenen Fürsten der Dichtung Oesterreichs das letzte Geleit. Der endlose Zug bewegte sich langsam mitten im Volksgedränge. Das Gefühl eines unermeßlichen, nicht zu ersetzenden Verlustes bedrückte schwer das Gemüth der Trauernden. Ein ganzes Volk schien zu klagen: Gelöscht ist die Flamme, die unsere Ideale nährte; verfinstert ist der Stern, der uns im labyrinthischen, dornenvollen Pfade des Lebens leuchtete und leitete. Dem Dichter aber, den man so fürstlich bestattete, hatte das Leben selbst mehr Enttäuschung und Schmerz als Freude und Genuß bereitet. Abgesondert von der Gesellschaft, von der Welt, in sich selbst gekehrt, trübe und mißgestimmt,

*) Vortrag, gehalten in der Universitätsaula in Innsbruck am 25. Januar 1895.

hat er, jung und alt, seine Tage dahingeschleppt. Die Kunst, sie war seine einzige traute Gefährtin, der Trost seiner Leiden geblieben. Eine Stimme des Wehes und des Jammers erschallt durch Grillparzers ganzes Leben hindurch. Dornen wuchsen ihm auf seinem Gange auf Schritt und Tritt; selbst wo er Blumen hätte pflücken sollen, hat er, seine Hand zaghaft reichend, nur verwelkte Blätter gepflückt. Durch eigene Schuld hat er, wie sein armer Spielmann, Pein an Pein angereiht. Durch Selbstplagen und Selbstgeißeln hat er sein eigenes Unglücksnetz immer weiter und weiter gesponnen.

Der Eindrücke der Jugend hat der zum Manne gereiftere Dichter nie loswerden können. Die Verschlossenheit, das grüblerische Wesen des Vaters, die Erregbarkeit, das Träumerisch-Phantastische der Mutter, eine vererbte, leichte Neigung zum Wahnsinn, ein zart und innig fühlendes, fast weibliches Gemüth, ein schon im Knabenalter entwickelter Hang zur Einsamkeit, die erste hastig betriebene Lektüre, meist von Räuberromanen und spukhaften Geschichten, welche die Einbildung erhitzten und spannten und, als Kind wenigstens, Furcht vor Gespenstern und sprechenden Todtengerippen einflößten, das frühe Versinken in die Welt des Traumes, des Märchens, der Sage, welches sich in dichterischen Fragmenten und Plänen der Jugend, im „Zauberwald“ in

„Rosamunde", „Drahomira" abspiegelt, die Aufführungen am Leopoldstädter Theater, meist von Zauberstücken und Zauberpossen, das häusliche Leben und Treiben, welches, wie in den meisten Wiener Familien, mit Musik umsponnen war, die rückhaltlose Hingabe an die Stimmung des Augenblicks, dazu noch: der unregelmäßig fortgesetzte Unterricht, der Mangel an wahren Freunden und mittheilsamen Genossen, das Mißgeschick, die Hemmungen in der Familie, selbst die großen finsteren Räume der väterlichen Wohnung, welche selten einen Sonnenstrahl durchschimmern ließen, die politischen Ereignisse, welche eifrig im Familienkreise besprochen wurden, das alles hat auf Grillparzers Entwickelung als Mensch und Dichter tiefe Wirkung ausgeübt. So ging die Jugend rasch, doch freudenleer vorüber, arm an Augenblicken des frischen, heiteren, ausgelassenen Lebensgenusses. Früh waren Noth und Bedrängniß traurige Begleiter des einsam lebenden Dichters. Früh hat Grillparzer den Zwiespalt zwischen Wollen und Können, zwischen Gemüth und Leben empfunden. Früh hat er entsagen, entbehren gelernt. Früh erkannte er, daß das größte erreichbare menschliche Glück, in Selbstbegrenzung und Seelenfrieden besteht. Er blieb dem Stürmen und Toben der Zeit fern. Er zog sich bald in sein Einsiedlernest zurück. Er schloß seinen Kummer in sein

Inneres ein. Die Welt des Inneren blieb seine Welt. Das Unglück brach bald über ihn her. Der Vater starb; dem Jünglinge wuchsen die Sorgen und die Noth. Er mußte für den Lebensunterhalt der Geschwister sorgen. Er wurde Hauslehrer. Bittere Jahre vergingen, leer an Arbeit, leer an Empfindung. Dann folgte eine bessere Zeit, die Zeit seiner Freundschaft mit Schreyvogel, seiner Liebe zu Kathi Fröhlich, seiner Erfolge auf der Bühne, seiner Reise nach Italien. All das ging schnell vorüber. Noch in der Zeit, in welcher die meisten Dichter den größten Schaffensdrang, die volle Frische des Geistes empfinden, fand sich Grillparzer alt und schwach geworden. Seine Verschlossenheit, seine Mißstimmung, seine Grämlichkeit, sein Trübsinn wuchsen immer mehr und mehr, und immer mehr begrub er sich in sein Inneres und ward der Welt entfremdet. Wie seinem armen Spielmann hatte ihm Gott zu allem praktischen Handeln zwei linke Hände anerschaffen. Von seiner Liebe wußte er keine Frucht, keinen dauernden Trost zu finden. Er hat nie den richtigen Augenblick, die passende Gelegenheit zur That zu ergreifen gewußt. Das allzu zarte erregbare Gemüth vermehrte noch seine Leiden. Er unternahm Reisen nach Deutschland, nach Frankreich, nach England, nach dem Orient, um sich zu zerstreuen, wie er sagte; er kehrte immer enttäuscht, verdrießlich,

mit dem Gefühl der vergeudeten Zeit nach Oesterreich zurück. Ein Glück noch, daß er Spanien, das Land seiner Sehnsucht, nie betrat. Mit gebrochener Willenskraft sah er die Tage seiner frischen, feurigen Begeisterung dahinschwinden. Seine Seele bedurfte, wie diejenige Herders, der geistigen Zuneigung anderer, wie der Luft zum athmen. Er mußte sich selbst zum Schaffen anspornen; er fühlte aber bald den inneren Drang nicht mehr, statt dessen eine Leere im Geiste, ein Versiechen seiner Schaffungskraft. Er möchte sich selbst, was er seinem Sulla im geplanten Drama „Die letzten Römer“ sagen läßt, wiederholen: „Sein ganzes Leben ist nur ein immerwährendes, fruchtloses Ausfüllen der Leere.“ So verklang und verstummte des Dichters Leier allzu früh. Der Schöpfer von so reizenden, frischen, natürlichen Gestalten wie: Melitta, Hero, Edrita, Esther, Leandro, Leon, der Dichter, welcher neben Goethe die zartesten Regungen des menschlichen Herzens am schönsten darzustellen wußte und seelische Zustände am tiefsten zu zergliedern verstand, der neben Shakespeare und Goethe zu den größten, tiefsinnigsten Dichtern der Liebe germanischer Nation gehört, Grillparzer war, wie er selbst bekannte, der Liebe unfähig. Er füllte sein eigenes Inneres voll der schroffsten Gegensätze, lebte in beständiger Winterstimmung und gab sich selbst mehrmals den Fluch:

Und schaudernd seh ich's, entsetzenbethört,
Wie mein eigenes Selbst gen mich sich empört,
Verwünsche mein Werk und mich selber ins Grab.

Diesen schmerzvollen Gang durchs Leben, diesen Gemüthszustand, müssen wir uns immer vergegenwärtigen, wenn wir die Elemente der Welt- und Lebensanschauung des größten aller Dichter Oesterreichs klar erfassen wollen.

Ein Stück ist es, welches Grillparzers Lebensphilosophie deutlich zeigt: „Traum ein Leben". Scheinbar ein Zauberstück, nach Art der in Wien so zahlreichen, so häufig dargestellten Nachahmungen und Parodien von Calderon „Das Leben ein Traum", wie „Schlummere, träume und erkenne dich" von van der Velde, wie Meisl's „Schlaf, Traum und Besserung", birgt doch das ins märchenhaft umhüllte Drama Grillparzers, so gut wie „Der Verschwender" Raimunds, und weit mehr als dieser, einen tiefen philosophischen und psychologischen Gehalt. — Was träumen im Menschendasein bedeutet, wie Traum und Leben innig miteinander verknüpft sein können, darüber haben Dichter und Philosophen seit undenklichen Zeiten nachgedacht. Sind Schein und Wirklichkeit in unserer Vorstellung immer deutlich zu unterscheiden? Was ist denn eigentlich unsere Vorstellung selbst? Und was wir erleben heißen, ist es Leben, ist es Einbildung, ist es Traum? Ein

Schatten eines Traumes ist der Mensch, sagt Pindar. Sophokles im Ajax: Jetzt sehe ich, daß wir alle, so viele da leben, nichts weiter sind, als wesenlose Bilder und flüchtige Schatten. Ich finde, sagt Descartes in der ersten seiner „Méditations“, ich finde nicht ein einziges Merkmal, um den wachen Zustand vom Traume sicher zu unterscheiden; so sehr gleichen sich beide, daß ich ganz und gar stutzig werde und nicht weiß, ob ich nicht in diesem Augenblick träume. „La vie est un sommeil: les vieillards sont ceux dont le sommeil a été plus long; ils ne commencent à se réveiller que quand il faut mourir“, sagt La Bruyère in seiner Schrift „De l'homme“. „Il piacere è solamente e massimamente nei sogni, converrà ci determiniamo a vivere per sognare“ ruft Tasso in einem berühmten Dialog Leopardis aus. Hatte Shakespeare im „Sommernachtstraum“, im Vorspiel der „Widerspänstigen Zähmung“ das Traummotiv scherzend und launisch, ohne einen eigentlichen ethischen Hintergrund behandelt, so gab er dem Traume im „Sturme“ sowie in anderen Dichtungen eine tiefe symbolische Bedeutung. — „We are such stuff — as dreams are made on, and our little life is rounded with a sleep.“ — Unser zeitliches, mühseliges Leben, sagt der Fürst in Hollonius „Somnium vitae humanae“, vergleicht sich einem Traum gar eben. In Holbergs „Zeppe vom Berge“

kehrt das gleiche Motiv wieder. In mehreren Dramen und Autos hat Calderon, so gut wie Shakespeare, dem Traume eine ernste, tragische Bedeutung beigelegt. Die berühmten Verse im „Leben ein Traum“:

Was ist das Leben? Raserei!
Was ist das Leben? hohler Schaum,
Ein Gedicht, ein Schatten kaum;
Wenig kann das Glück uns geben,
Denn ein Traum ist alles Leben,
Und die Träume selbst nur Traum.

hat Calderon selbst hundert Mal ausgelegt. Sie lassen die tragische Lebensanschauung des spanischen Dichters klar durchblicken. Doch ist die Auffassung des Lebens als ein Traum eher germanische als romanische Eigenart. Wir finden sie bei unzähligen Dichtern Englands, Deutschlands und Oesterreichs, und fast durchgängig mit tiefem Trübsinn und Melancholie begleitet. Wir sind dem Aufwachen nahe, wenn wir träumen, daß wir träumen, sagt Novalis in einem seiner philosophischen Fragmente (Atheneum II). — Hölderlin im Hyperion behauptet geradezu: „Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt.“ Sogar die hagedonisirenden: Uz, Matthison und Tiedge wissen von der Hinfälligkeit des Lebens, das so beschaffen ist wie Traum und Rauch, zu dichten. In Platens Tagebuch finde

ich folgende Stelle: „Was ist das Menschenleben, wenn wir es recht bedenken? Ein unseliges Gemisch von den dunkelsten Träumen und rohsten Wirklichkeiten, und was ist der Traum anders als ein Ding, das in den Schranken der Gegenwart liegt?“ Im Leben und Dichten Heinrichs v. Kleist, Hoffmanns, Heines spielt der Traum eine bedeutende Rolle. Eine von Hoffmann musicirte Oper des Grafen von Soden „Der Trank der Unsterblichkeit“ zeigt in den Hauptzügen große Uebereinstimmung mit Grillparzers „Traum ein Leben“. Eine noch größere Bedeutung hat der Traum im Leben österreichischer Dichter unseres Jahrhunderts, Lenau und Raimund vor allem.

Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz
Und träume mir das Messer in das Herz.

So endet der Faust Lenaus. — Lange und schon in allererster Kindheit hatte Grillparzer diese Traumluft eingeathmet. Der Traum ist ihm nie bedeutungslos gewesen. Wie Gottfried Keller notirte er sich gemachte Träume. Er gestand, daß er am leichtesten in träumerischer, dämmerhafter Stimmung dichtete. „Mein Leben“, sagt er im Tagebuch, „war immer ein Traum, und zwar nicht nach jenem griechischen Spruche, der eines Wachenden, sondern in der That eines, der schläft.“ „Ich habe ge-

träumt bis heute, weiß es, und werde fortträumen bis zum Tode", schrieb er einmal in Paris. Mit Traummotiven sind auch viele seiner Dichtungen verwebt. So: „Blanka von Castilien", die „Ahnfrau", „Sappho", das Märchenspiel „Melusina". Aehnlich wie Rustan im „Traum ein Leben" sagt Medea zum zusammenbrechenden Jason: „Was ist der Erde Glück? Ein Schatten. Was ist der Erde Ruhm? Ein Traum!" In der „Jüdin von Toledo" sagt König Alfons zu Esther: „Ich sage dir, wir sind nur Schatten — ich, du und jene Andern aus der Menge." Nicht so tragisch jedoch, wie der Dichter der „Vida es sueño", nicht so fatalistisch und streng dogmatisch wie Calderon und lange nicht das menschliche Selbstgefühl so erniedrigend, erdrückend wie der Spanier, nicht als Symbol der dem Menschen innewohnenden Vernichtung hat Grillparzer den Traum und seine Beziehung zum Leben aufgefaßt. Für Calderon war das Leben nicht viel mehr als ein bloßes Spiel höherer Mächte mit dem Sterblichen. Grillparzer hat den schaffenden Geist im Menschen nie verneint. Calderon hat den Menschen zum regungslosen Sklaven gemacht, ihn mit schweren unauflösbaren Ketten belastet und ihm beständig vom Staub- und Aschewerden alles Irdischen vorgepredigt. Grillparzer wollte den Menschen in seinem beschränkten Wirkungskreis thätig sehen

und warnte ihn nur vor Ehrgeiz und Ruhmsucht. Calderon verlangte eine volle Hingabe an die Vorbestimmung des Allmächtigen. Der Mensch hienieden wird gleich bei seiner Geburt in ein Grab gebettet. Wozu denn das Leben? Grillparzer hat im bescheidenen Wirken eine Erhebung über die Schmerzen des Lebens gefunden, er fand im Diesseits eine harmonische Lösung seelischer Conflicte. Für Calderon war das Leben ein Traum, für Grillparzer, wie für Shakespeare, war der Traum ein Leben. Calderon ist ein Dichtertheologe, Grillparzer ist ein philosophischer Dichter. Die Spitze seines Traumstückes hat Grillparzer freilich gegen die Hinfälligkeit irdischer Macht und Größe gerichtet. In einer Reihenfolge von Spiegelbildern, im Traume, in einer Nacht, erhielt Rustan seine moralische Belehrung.

Schatten sind des Lebens Güter,
Schatten seiner Freuden Schaar,
Schatten, Worte, Wünsche, Thaten,
Die Gedanken nur sind wahr.

Schiller hatte im „Siegesfest“ das Gleiche ungefähr ausgesprochen:

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.

Im bescheidenen Wirken ist nur Trost und Glück im Leben:

Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden,
Und die schuldbefreite Brust.

Nach dem stillen Frieden des Innern hat Grillparzer erfolglos sein Leben lang getrachtet. Seinen dramatischen Helden aber hat er sein eigenes Lebensideal übertragen. So ist Grillparzer nie ein Dichter des Gewaltigen, Schrankenlosen gewesen. Er hat schroffe, tragische Conflicte gemieden. Er hat überall Milde ausgestreut. Wohl sind in der Jugend und auch in seinen letzten Tagen Pläne und Bruchstücke von Dramen entstanden, worin mächtige Ereignisse, stark pulsirendes Leben, glühend wilde Leidenschaften zur Darstellung kommen sollten, so die Pazzi, Spartacus, Alfred der Große, Friedrich der Streitbare, Cromwell, die letzten Römer, Nero, Pausanias, ein Marin Falieri, das Otto Ludwig und Casimir Delavigne, beide von Byron beeinflußt, ausführten, die letzten Könige von Judas, ein Stoff, den Hebbel in Herodes und Marianne behandelte — allein, eben weil diese Stoffe den Gemüthsanlagen des Dichters immer weniger und weniger entsprachen, blieben sie nur Pläne oder nur Splitter von Dramen. Und auch in Fragmenten und Plänen ist des Dichters Ideal des inneren stillen Friedens erkennbar.

So in „Irenens Wiederkehr“, so in „Robert, Herzog von der Normandie“, im „Amasis“, im „Krösus“, im „Faust“. Diese Einkehr in sich selbst, dieses Ersticken mächtiger, empörender Triebe, diese Sehnsucht nach Ruhe und Sammlung ist Grundzug der Dramen Grillparzers von „Blanka“, zum „Bruderzwist“ und zur „Jüdin von Toledo“. Nirgends auch nur eine Spur von dem wilden, ausgelassenen, unbändigen Toben der Stürmer und Dränger, der Kraftgenies, eines Klinger, eines Lenz, eines Leopold Wagner, welche in Shakespeareschen Freiheiten tummelten, ihre verworrenen, wilden Produkte wie Berglawinen auf die Bühne wälzen ließen.

„Mich hat der Menschen wildbewegtes Treiben
Im Innersten verwirret und zerstört,“

sagt Grillparzer. Hatte Goethe im „Tasso“ ausgerufen:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

so ruft dafür Grillparzers Ebenbild, der stille Kaiser Rudolf aus:

Damit ich lebe, muß ich mich begraben;
Ich wäre todt, lebt ich mit dieser Welt.

und:

Erträglich ist der Mensch als Einzelner.
Im Haufen steht die Thierwelt gar zu nah.

Mit ähnlichen Worten hatte bereits C. Ewald von Kleist sein unstillbares Verlangen nach Frieden und nach Sammlung ausgedrückt:

„O Welt, du bist des wahren Lebens Grab,
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein."

Der sehnsüchtigste Wunsch aller Schmerzenskinder Grillparzers ist: Rückkehr zur stillen, verlassenen Heimath, Leben im vertrauten Kreis. Gleich Agamemnon in Euripides' Drama „Iphigenia in Aulis," dem das stille, ruhmlose Leben als ein beneidenswerthes Loos erscheint:

Ich beneide dich, Greis,
Und beneide den Mann, der, frei von Gefahr,
Sein Leben verlebt, namlos, ruhmlos.

klagte Rustan im Traum ein Leben:

O hätt' ich nimmer
Dich verlassen, heimisch Dach,
Und den Taumelpfad betreten,
Dem sich Sorgen winden nach.
Hätt' ich nie des Aeußern Schimmer
Mit des Innern Werth bezahlt
Und das Gaukelbild der Hoffnung
Fern auf Nebelgrund gemalt!
Wär ich heimisch doch geblieben,
Wo ein Richter noch das Herz,
Wo kein Trachten ohne Lieben,
Kein Versagen ohne Schmerz.

Das Gebiet der Kunst hat Grillparzer nicht höher erklommen, als bis zum Punkte, wo er selbst eine Grenze, eine Einschränkung fand. Das Unerfaßbare, das Unbegrenzte, das Maaßlose ist nicht seine Welt. Er hat sich nie wie Lord Byron, in wilde Fluthen gestürzt, um sich von ihnen hinreißen zu lassen und siegreich und unverletzt ans Ufer zu kommen. Schwindelnde Höhen zu erreichen, dünkte ihm gefahrvoll für den Dichter. Die Größe Shakespeares erdrückte ihn. Das britische Ungeheuer wollte er aus Leibeskräften von sich fern halten, und es gelang ihm nur zu gut. Er ahnte vielleicht das traurige Loos Otto Ludwigs voraus, der am Studium Shakespeares elend zu Grunde gegangen ist. Lope, der gewiß nicht zu den Titanen der Weltlitteratur gehört, blieb Grillparzers Lieblingsdichter. Nicht wie Schiller, nicht wie Kleist, selbst nicht wie Grabbe, Hebbel und Anzengruber hat er zündende Stoffe auf die Bühne gebracht. Anfangs mochte ihm der Schillersche Enthusiasmus behagen Schiller wenigstens wärmte sein Herz, als er „Blanka" und die „Ahnfrau" schrieb. Dann aber war Goethe sein Dichterheld und „Torquato Tasso" und „Iphigenia" seine Dichtungsideale. Von Kleist ist er durch eine unermeßliche Kluft geschieden. Unmögliches hat er im Gegensatz zum trotzig ringenden Preußen nie versucht; das Aeußerste, das

Menschenkräfte leisten, wonach Kleist in seiner „Penthesilea“ immer strebte, hat er vorsichtig gemieden. Wenn auch sein dramatisches Torso „Spartacus“ stellenweise den von Kleist selbst so oft vernichteten, nie vollendeten „Robert Guiscard“, ins Gedächtniß rufen mag, so sind doch Kleists und Grillparzers Charaktere in ihrem inneren Wesen grundverschieden von einander. Man halte Kleists Frauengestalten: eine Penthesilea, eine Thusnelda, den Frauencharakteren Grillparzers gegenüber; Hermann, Michael Kohlhaas, gegenüber Bancbanus, dem treuen Diener seines Herrn, und dem armen Spielmann. So, ganz im Sinne Grillparzers sprach Rudolf von Habsburg zu Ottokar:

Der Jugendtraum der Erde ist geträumt,
Und mit den Riesen, mit den Drachen ist
Der Helden, der Gewalt'gen Zeit dahin.
Nicht Völker stürzen sich wie Berglawinen
Auf Völker mehr . . .

Die Erscheinungen im Menschendasein als mächtige Symbole aufzufassen und darzustellen, das Geheimniß Goethescher Kunst, hat Grillparzer selten gereizt. Mit verschleierten, halb verborgenen Gedanken wußte der Dichter nicht umzugehen. Alles sollte faßlich, klar, anschaulich, abgerundet und abgeschlossen in der Form zur Darstellung kommen. Als Beethoven seinem Lebensende nahte und sich von den Furien

seines gewaltigen, stürmischen Genies hinreißen ließ, da entfremdete sich Grillparzer dem inniggeliebten Freunde und Schmerzensbruder immer mehr und mehr. Während Lenau an Beethovens gewaltigsten Werken keine Grenzen der Bewunderung fand, fand Grillparzer an des Meisters letztgeschaffenen Symphonieen, so wenig wie an R. Wagners Opern, Behagen. Vor Mozarts Schöpfungen beugte er voll Bewunderung das Haupt, eben weil sie alle harmonisch abgeschlossen, leicht faßlich, anschaulich waren und weil sie dem Grundsatze Genüge leisteten: Alles Wirkliche gehorcht dem Maaß. Goethes Wahlspruch:

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh im Endlichen nach allen Seiten.

ist Grillparzer sein Leben lang gefolgt. Auch war Grillparzer einer Vermengung der Künste zuwider. Seiner Ansicht nach war noch ein Gegenstück zu Lessings „Laokoon“ zu schreiben, nämlich: „Rossini oder über die Grenzen der Musik und Poesie.“ Ewig schade, daß er selbst ein solches Werk nicht zu Stande brachte, er, welcher Lessings Verstandesschärfe, Lessings bewunderungswürdige Klarheit unter allen österreichischen Dichtern am ehesten geerbt hatte. Nicht umsonst hat Grillparzer, so gut als Lessing und noch mehr als Lessing, an den Schriften Voltaires Belehrung und Erquickung gefunden.

Aus dieser Verstandesnatur, welche merkwürdiger Weise mit einem überaus empfindenden, äußerst erregbaren Gemüth gepaart ging, erklärt sich Grillparzers ausgesprochene Abneigung gegen sämmtliche verworrene, phantastische, philosophische Weltsysteme, seine Abneigung gegen Hegel, dessen Philosophie er die monströseste Ausgeburt des menschlichen Eigendünkels nannte, sein schlagender, beißender Witz, der sich in manchen stark gewürzten Epigrammen bekundet, welche den „Xenien“ Goethes und Schillers an der Seite stehen. Gegen unnütze Grübeleien und leeres Wortmachen konnte der Dichter seinen Spott nicht enthalten. „Klar ward's, daß im Thun und Handeln, nicht im Grübeln Leben liegt“, sagt Zanga im „Traum ein Leben“. Von seinem Kunstideal ist Grillparzer nie einen Schritt zurückgewichen. An seiner einmal gefaßten Meinung hing er mit beispielloser Zähigkeit fest. „Meine Meinungen“, gesteht er selbst, „sind so eisern mit meiner innersten Natur verflochten, daß, so lange ich lebe, ich meines Wissens keine geändert habe.“ Diese Unwandelbarkeit der Entschlüsse hat seine ausgesprochenen Sympathien und Antipathien, seine Urtheile über Kunst und Leben, sein Lob, seine Mißbilligung bedingt. So ist es Grillparzer nie gelungen, die scharfen Kanten seines Charakters abzustumpfen. Nicht immer menschlich, nicht immer

milde, nicht immer gerecht sind seine Urtheile. Mit den litterarischen Bestrebungen der Zeit sah sich Grillparzer meistens im Widerspruch. Er sah geringschätzend auf alle Bemühungen deutscher Gelehrten, auf das Verständniß urdeutscher Kunst und Poesie. Mit Geringschätzung sprach er von den mittelalterlichen Epen und Volksdichtungen. Er war ungerecht gegen Jakob Grimm, den er einmal den unschuldigsten Schriftsteller, der je gelebt hat, nannte, er, welcher doch die Verdienste Uhlands nach Gebühr zu würdigen wußte. Gervinus, Raumer und alle „blödsichtigen“ Litteraturhistoriker, Kunsthistoriker und Kunstphilosophen waren ihm zuwider; er war nie müde, sie zu tadeln und zu geißeln. Er sah nicht in Lessing, sondern in Klopstock den Ausgangspunkt der neuen deutschen Litteratur. Er wollte von den Romantikern zu keiner Zeit etwas wissen, er verspottete unzählige Male Tieck, die beiden Schlegel, „die guten deutschen Lämmer“, selbst Novalis. Er nannte Wilhelm von Humboldt einen gräulichen Pedanten. Er erklärte allen Ideologen den Krieg. Er nannte F. T. Vischer's Aesthetik: „wissenschaftlich sein sollenden Abgeschmacktheiten“. Er übertrug auf das Gebiet der Musik seine Vorliebe zum scharf abgegrenzten und leicht faßbaren der Kunst. Die reine Melodie ging ihm über alles. So blieben die Italiener seine Lieb-

linge. Seine Abneigung gegen Wagner, Schumann, Mendelssohn erinnert an Otto Ludwigs Aeußerung über Berlioz: „Aus seiner Musik spreche Wahnsinn." An C. M. Webers Opern fand Grillparzer keinen Gefallen. Er schrieb gegen den „Oberon", gegen den „Freischütz". Von der „Euryanthe", welche übrigens auch Beethoven und R. Wagner mißfiel, sagte Grillparzer: „Diese Oper könne nur Narren gefallen oder Blödsinnigen oder Gelehrten und Meuchelmördern."

Wie Deutschlands größte Klassiker hat Grillparzer die Goldkörner seiner Weltweisheit und Welterfahrung in seinen Dramen sowie in seinen Studien zur Kunst und Litteratur in Hülle und Fülle ausgestreut. Als Vertreter einer bestimmten philosophischen Richtung aber, als Verkündiger einer neuen Kunst und Lebensphilosophie, wie man ihn jüngst hat machen wollen, kann und darf Grillparzer nicht gelten. Mit eigenen, bereits fertig gestellten Anschauungen, hat der Dichter seine philosophischen Studien betrieben. „Mein Denken", sagt er, „ist immer ein Suchen von Gründen, das Resultat war lange vor der Untersuchung da." Niemals hat er das Bedürfniß empfunden, seine Gedanken in ein System zusammenzufassen. Philosophische Systeme überhaupt verglich er mit den Sternbildern am Himmel, denen man willkürliche Benennungen gab.

Nach dem Wesen und dem Zwecke der Welt zu fragen, hatte für ihn wie für Goethe keinen Sinn. Auch wo er mit erstaunlichem philosophischen Tiefsinn über die größten Kunst- und Lebensfragen handelt, spricht nicht der Philosoph, sondern der Dichter, der Künstler aus seinem Munde. Seine Philosophie ist bloß ein Gewand seiner Dichtung. Kant, welcher auf Schiller einen gewaltigen, nachhaltigen Einfluß ausgeübt hatte, hat auf Grillparzers Anschauungsart lange nicht so zündend gewirkt. Und doch war der Königsberger Philosoph ein Liebling Grillparzers, unser Dichter glaubte, die Schriften Kants allen empfehlen zu dürfen, denjenigen insbesondere, bei denen das Gemüth vorherrscht. Er selbst hat zugestanden, das alles, was er Philosophisches las, ihm die Achtung für Kant vermehrte. Die Kant'sche Zweckmäßigkeit ohne Zweck, das Schiller die Vereinigung des Bewußtlosen mit dem Besonnenen nannte, galt auch dem großen Oesterreicher als höchstes Kunstprincip. — Ein merkwürdiger Zug in Grillparzers Welt- und Lebensanschauung ist die Macht, welche der Dichter dem vereinzelten Individuum beimißt. Alle Weltereignisse sind ihm, wie Goethe und Wilhelm von Humboldt, ein Spiel und ein Widerspiel menschlicher individueller Kräfte. Nicht ganze Völker, nicht ganze geschichtliche Epochen bringen eine Aenderung, einen

Umsturz des Vorhandenen, sondern die Leistungen einzelner Menschen allein. In diesem Sinne ist Grillparzers Denkungsart derjenigen Herders ganz entgegengesetzt. Jeder Mensch kann als Einzelwesen existiren. Auch Goethe meinte, daß jeder, da er selbst nur ein Individuum ist, sich auch eigentlich für's Individuelle interessiren könne. Die Natur will allein, was der Mensch kann. Als sein Hauptunglück betrachtete Grillparzer den Mangel an Muth, seine Individualität durchzusetzen. Der eigentlichen Schöpfungskraft, behauptete der Dichter, kommt nur jenes zu gut, das sich instinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit ist. Je weiter der Kreis, um so schwerer seine Erfüllung. Je größer die Masse, um so schwieriger die Belebung. Eigentlich Neues zu verrichten, meint Grillparzer, ist der engbeschränkten menschlichen Natur selbst nicht gegeben, und der Gang der Welt ist nichts als eine Wiederholung des Alten, schon Dagewesenen unter immer neuen Umständen. „Die Welt“, sagt König Alfons zu Esther in der „Jüdin von Toledo“:

Die Welt ist nur ein ew'ger Wiederhall
Und Korn aus Korn ist ihre ganze Ernte.

In der Kunst, sowie im Leben erkannte Grillparzer eine sittliche Weltordnung. „Laßt euch von der Geschichte lehren, daß es eine moralische Weltordnung

giebt, die im Geschlechte ausgleicht, was stört in den Individuen." Nicht als ob der Dichter das Walten unwandelbarer, ewig gültiger, gerechter Gesetze im Menschenschicksal von vornherein angenommen hätte; in ewig kreisendem Rade rollte auch für ihn Gutes und Böses, rollten Freuden und Schmerzen und die Vergeltung auf Erden, die gerechtmäßige Vertheilung von Belohnung und Strafe, von Glück und Unglück liegt nur in der Einbildung. Und so läßt der Dichter seinem Primislaus ausrufen:

Es ist die Welt kein traumgeschaffner Garten,
Wo Duft und Farbenglanz den Platz bestimmt,
Die Rose Königin, und Raupe, Lattich,
Das Unkraut, das man austilgt mit dem Fuß.

Willkür und Zufall, Verwirrung und blinde Laune, Wunder und Gaukelspiel spinnen das Schicksal unseres Lebens fort.

Es giebt ein Etwas in des Menschen Wesen,
Das, unabhängig von des Eigners Willen,
Anzieht und abstößt mit blinder Gewalt;
Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen,
Geht ein Zug, ein geheimnißvoller Zug
Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust.
Da ist nicht Reiz, nicht Anmuth, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zauberischen Fäden.

sagte Medea in den Argonauten. Nicht eben ist der Weg, der zum Lebensziele führt. Dicht neben

einander liegen Glück und Verderben. Die Ordnung ist kein irdisches Gut.

Dort oben wohnt die Ordnung, dort ihr Haus

sagt der stille Kaiser Rudolf.

Hier unten eitle Willkür und Verwirrung.

Ein Wunderwerk ist der Mensch, ein Kind der Thorheit, und bleibt die Natur ewig sich gleich und immer wandellos, so giebt es nichts Wandelbareres auf der Welt als eben den Menschen und sein Geschick. In diesem Sinne spricht König Alfons in der „Jüdin von Toledo“:

Umgeben sind wir rings von Zaubereien,
Allein wir selber sind die Zauberer.
Was weit entfernt, bringt ein Gedanke nah,
Was wir verschmäht, scheint andrer Zeit uns hold,
Und in der Welt voll offenbarer Wunder
Sind wir das größte aller Wunder selbst.

Diese Lebenserfahrung hat das innerste Wesen der Kunst Grillparzers bedingt und den Dichter in der Erschaffung dramatischer Charaktere geleitet. Das Zufällige und kaum Geahnte im Leben, das plötzliche Umschlagen von Stimmungen und Gefühlen, die äußerlichen, scheinbar bedeutungslosen Zufälligkeiten, welche doch einen Umsturz im Menscheninnern bewirken, das Ineinandergreifen und allmähliche Ausspinnen von Nebensachen, die kleinsten

der Natur abgelauschten individuellen Züge, die Zauberwirkung und Zaubergewalt der Liebe, das alles hat kein deutscher Dichter, Goethe allein ausgenommen, so schön, so täuschend wahr zur Geltung zu bringen gewußt, als unser Grillparzer.

Eine tiefe religiöse Natur ist Grillparzer, der Dichter, welcher am meisten unter den Oesterreichern sittlichen Ernst und Würde zeigt, nie gewesen. Den klaren Blick im Menschendasein hat er nie, wie andere Dichter, die katholikisirenden Romantiker vor allem, selbst der von Adam Müller stark beeinflußte Protestant Heinrich von Kleist, durch metaphysische und mystische Grübeleien, trüben, benebeln wollen. Er blieb sein Leben lang frei von Vorurtheilen, so frei wie Lessing und Goethe. Die Kunst, seine Kunst, beschäftigte ihn ganz und nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Seit erster Jugend hielt ihn der Reiz hellenischer Kunst bestrickt. Einen Gesang wie Schillers „Götter Griechenlands“ hätte Grillparzer vielleicht nie angestimmt, doch enthielt auch für ihn die Weltansicht der Griechen einen Kern der Wahrheit. „Ist denn die heidnische Weltansicht nicht wahr?“ sagte er einmal. „Das Leben giebt dir nichts. Falsche Götter herrschen drin. Nichts bleibt dir treu als dein Selbst, wenn du selbst ihm treu bleibst.“ Das Leben auf Erden faßte Grillparzer, wie Goethe, als

eine Lehrzeit für Geist und Herz auf. Nichts konnte Grillparzer mehr ärgern, als eine oberflächliche, geheuchelte oder in passender Gelegenheit angenommene Religiosität. Er verspottete das Duseln und Frömmeln Friedrich Schlegels, er nannte Lamartines Religiosität eine Art geistigen Bankrotts, eine Insolvenzerklärung der menschlichen Natur, und fand in Chateaubriand's „Génie du Christianisme“ nebst vielen Abgeschmacktheiten doch etwas Gesteigertes. Ueber Gottes Dasein hat er einmal gesagt: „Und wenn die Menschen einen Gott denken können, so ist dieser Gedanke schon ein Gott, vielleicht aber kein anderer Gott, als dieser Gedanke.“ Ueber die Thoren, welche beständig von Gott redeten, ohne ihn in ihrem Inneren zu fühlen, über diejenigen, die sich bei jedem Vorkommniß einen passenden Gott schufen, der bereit war, ihre Handlungen zu entschuldigen und zu billigen, lachte der Dichter herzlich. „Wenn die Menschen von Gott reden, so kommen sie mir vor, wie Lichtenbergs Kahlenberger Bauern, die, wenn ein Messer fehlt, dafür ein Stück Holz in die Scheide stecken, damit dies nicht leer sei.“ Aus der Beseelung der Natur, aus den der Menschenbrust innewohnenden Gefühlen erwächst dem Dichter ein Gott. So preißt Primislaus die auf unserm Erdenleben waltende höhere Macht:

Wenn irgend ein Gedanke, thatenschwanger
Und einer Zukunft werth, entsteht im Menschen,
Dann sammeln sich nicht nur die eignen Kräfte,
Daß Geist und Leib vereint im selben Punkt;
Auch die Natur, die roh gedankenlose,
Sie fühlt den Anhauch eines geist'gen Wesens
Und eilt, als Mittel sich dem Werk zu fügen,
Antheil zu nehmen an der edlen That.
Was weit entfernt und scheinbar widersprechend,
Es nähert sich, giebt auf den Widerstand,
Das Unerklärte schimmert von Bedeutung,
Und eine Seele wird ihm der Gedanke,
Um den sich schaart, was feindlich sonst und starr.

Aus dem Wechselspiel von Hoch und Niedrig von Frucht und Schutz erzeugt sich dieses Ganze. „Glaubst du", sagt der wie Schillers Wallenstein sternkundige Kaiser Rudolf:

Glaubst du, es gäb' ein Sandkorn in der Welt,
Das nicht gebunden an die ew'ge Kette
Von Wirksamkeit, von Einfluß und Erfolg?

Dieser, das gesammte Dasein bedingende und harmonische, in ewiger Verkettung von Ursache und Wirkung durchwehende Gott, nannte der Pantheist Shelley, der sich in manchem mit der philosophischen Anschauung Grillparzers berührt, einen allmächtigen Naturgeist: Spirit of Nature! all — sufficing Power, Necessity, thou mother of the world. Es soll der Mensch sich nicht anmaaßen, Gottes Wahrheit zu

deuteln, das Unergründliche zu ergründen, die Grenzen des Erkennbaren zu überschreiten. Es giebt einen Punkt, wo jedes Urtheil aufhört, jede Weisheit verstummt. Auch in diesem ist Grillparzer ein Nachfolger Kants. Die kritischen Grübeleien einer Vernunftsreligion und somit den ganzen Protestantismus als solchen hat Grillparzer nicht billigen können. Er freute sich ein Oesterreicher und ein katholischer Dichter zu sein. Wenn Rudolfs weise Sprüche im „Bruderzwist" wirklich die Meinung des Dichters selbst ausdrücken, so enthält das Stück schwerwiegende Aufschlüsse über Grillparzers Ansichten in Glaubenssachen. Beständiges Licht kann unser schwaches Auge nicht ertragen, das Innere des Menschen, sowie die Außenwelt ist in Tag und Nacht eingetheilt, und so fährt

. . . . dem Horizont herauf
Die Dunkelheit mit ihrer holden Stille,
Wo die Empfindung aufwacht, das Gefühl,
Und süße Schauer durch die Seele schreiten.
Doch immer Nacht wär' schlimmer noch als nie,
Und was du weißt, weißt du durch Tag und Licht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

. . . . Ist doch der Glaube
Nur das Gefühl der Eintracht mit dir selbst,
Das Zeugniß, daß der Mensch auf beiden Seiten
Als einzeln, schwach und stark, als Theil des All.
Daß deine Väter glaubten, was du selbst,
Und deine Kinder künftig treten gleiche Pfade,

Das ist die Brücke, die aus Menschenherzen
Den unerforschten Abgrund überbaut,
Von dem kein Senkblei noch erforscht die Tiefe;
O, prüfe nicht die Stützen, bess're nicht,
Dein Menschenwerk zerstört den geist'gen Halt,
Und deine Enkel lachen einst der Trümmer,
In denen deine Weisheit modernd liegt.

Wie tief Grillparzer in der Denk= und Gefühlsart seines heimathlichen Bodens wurzelte, habe ich bereits hervorgehoben. Der Dichter lebte einsam still und verlassen, mit der Welt und mit sich selbst im ewigen Streite. Doch hat Vaterlandsliebe sein Herz stets begeistert und gewärmt und schöne, tiefsinnige Verse aus seiner Leier entlockt. Ein patriotischer Dichter wie Arndt, Schenkendorf, Theodor Körner, Heinrich von Kleist war Grillparzer freilich nicht. Er zog ungern in Kampf, „denn ach, wer singt, kann nicht im Harnisch gehen". Er empfahl nicht die äußersten Mittel zur Rettung des Vaterlandes, wie der Dichter der „Hermannsschlacht". Er grollte nicht voll Wuth und Zorn gegen Feinde und Gegner wie Freiligrath und Herwegh; er kannte keinen persönlichen politischen Haß, er wollte nicht mit in den Strudel gewaltiger, aufrührerischer Bewegungen fortgerissen werden; doch ist er mit bangem Herzen allen Ereignissen seines theuren Landes gefolgt und hat stets zur That gespornt, wenn es die Noth verlangte. Sein unvergängliches Lied:

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer.
In deinem Lager liegt Oesterreich.

tönt heute noch so frisch, so begeisternd, wie zu Radetzky's Zeit. Grillparzer besaß von Natur aus einen gesunden und scharfen politischen Sinn. Er sah manche Ereignisse in seinem Lande prophetisch voraus. Sein Volk wollte er von despotischer Macht befreit wissen; der errungenen Siege freute er sich aus voller Brust. Wie lieb er sein Oesterreich hatte, erhellt aus der Wahl seiner dramatischen Stoffe, aus manchen Stellen seiner Dramen selbst, aus seiner ganzen Gemüthsdichtung. Und wenn Libussa, vom prophetischen Geiste ermannt, in mächtiger, schwungvoller Rede das Schicksal aller Völker vorauskündigt, so hatte der Dichter offenbar die Verherrlichung deutscher Geistesmacht und Größe vor allem im Sinne. Er pries das „blaubeaugte Volk“:

Blind, wenn es handelt, thatlos, wenn es denkt.

Auch die Deutschen, meinte er,

Bestrahlt der Weltensonne Schimmer
Und Erbe aller Frühern glänzt ihr Stern.

Stolz auf den Ruhm und auf die Vorzüge seines Vaterlandes ist Grillparzer immer gewesen. Wiederholt hat er den „gesunden, natürlichen Verstand“, „das richtige Empfinden“ als beste Geistes-

gaben seiner Oesterreicher gepriesen. Die Deutschthümelei, so wie sie von Parteimännern in jüngster Zeit betrieben wurde, war ihm unleidlich. Eher als ein Deutscher mochte der Dichter ein Oesterreicher genannt werden. Der Chronist Ottokar von Horneck drückt die Meinung des Dichters aus, wenn er zu Rudolf von Habsburg sagt:

Was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn,
Da tritt der Oesterreicher hin vor Jedem,
Denkt sich sein Theil und läßt die Andern reden.
O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
Liegst du, der wangenrothe Jüngling, da;
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn
Und mache gut, was Andere verdarben!

Nicht getrennt in verschiedenen kleinen Nationalitäten, sondern vereinigt in einem einheitlichen, geschlossenen Staate, von einem Willen geleitet, nach einem Ziele strebend und wirkend, meinte Grillparzer, sollte Oesterreich seine geistige Macht erringen. Gegen solche, welche das Vaterland in kleine Staaten getheilt wissen wollten, richtete der Dichter das bekannte scharfe Epigramm:

Zu Aesops Zeiten sprachen die Thiere,
Die Bildung der Menschen war so die ihre;
Da fiel ihnen aber mit einmal ein,
Die Stammesart sollte das Höchste sein.

Ich will wieder brummen, sprach der Bär,
Zu heulen ward des Wolfs Begehr,
Mich lüstets zu blöken, sagte das Schaf,
Nur Einer, der bellt, schien dem Hunde brav.
Da wurden allmählich sie wieder Thiere
Und ihre Bildung der Bestien ihre.

Daß Thaten, nicht Worte zum Fortschritt und Gedeihen der Nation erforderlich seien, hat der Dichter mehrmals wiederholt. Er aber, der große und weise Menschenkenner, er, der klare Denker, der gemüthsvolle Dichter, der tiefsinnige Psychologe, er war, wie sein stiller Kaiser Rudolf, wie Hamlet, zur That unbrauchbar. Den allzusehr in ihrem Inneren lebenden Gemüthsmenschen ist die That nur zu oft versagt. Was sie nach Außen unternehmen, mißlingt. Die Welt des Innern mit der äußeren Welt in Einklang zu bringen, ist nur Wenigen gegeben. Grillparzer war es nicht gegeben. So hat der Zwiespalt tief seine Seele durchbohrt und leben und lieben ist ihm so viel als leiden und entbehren gewesen. Wie Lenau konnte er sagen: „Mein innerstes Wesen ist Trauer und meine Liebe schmerzliches Entsagen.“ Wie Hölderlin konnte er singen: „Ein Sohn der Erde bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.“ Wie so viele Schmerzenskinder unseres Jahrhunderts ist Grillparzer ein Opfer seiner Tassonatur gewesen.

Tassos Melancholie, Tassos Trübsinn, Tassos hypochondrische Unentschlossenheit, Tassos wehmüthige, elegische Stimmung, Tassos Sehnen nach einem unbestimmten Etwas, einem „non so che“, füllte die Seele deutscher Dichter und Künstler zur Zeit Goethes und Grillparzers. Was der Italiener gesungen und empfunden, sangen und empfanden die Deutschen nach. Tasso wurde übersetzt von Heinse, von Gries, von anderen. Tasso war selbst nach Goethe Gegenstand mehrerer Dichtungen. Hatte Byron einen „Lament of Tasso“ verfaßt (von C. Pichler in der „Aglaja“ 1821 übersetzt), so schrieben dafür Smets und Raupach beide einen „Tod des Tasso“, Walter ein Gedicht „Tasso“ (für die „Aglaja“, 1821). In Oesterreich ganz besonders, wo der Baron von Zedlitz in seinen „Todtenkränzen“, in seinem Drama „Kerker und Krone“ das Andenken des elegischen Dichters Italiens gefeiert hatte, war Tassos Gemüthszustand vorherrschend. Wie in Rousseaus „Confessions“ und in der „Nouvelle Héloïse“, wie später im „Adolphe“ des Benjamin Constant, fand der kaum zwanzigjährige Grillparzer in Goethes „Torquato Tasso“ die Schilderung seines Selbst, er fand sich darin in jedem Gefühle, in jeder Rede, in jedem Worte geschildert. Um das Jahr 1828 plante er, wohl von Byron angeregt, ein Gedicht „Klage des

Tasso": „Hier sitz' ich zwischen schwarzgedämpften Mauern, wo kaum der Tag durch trübe Scheiben bricht." Als Variationen des Grundthema „Tasso" kann die ganze Dichtung Grillparzers, „Sappho" vor allem, bezeichnet werden.

Wie für Leopardi und Platen war Melancholie, des Trübsinns selbstständes Gespenst, Lebensbegleiterin unseres Dichters gewesen. Eine leidenschaftliche Liebe zur Musik half, wie auch anderen musikalisch beanlagten Dichtern: Hölderlin, Jean Paul, Theodor Körner, E. T. A. Hoffmann, Lenau, Otto Ludwig, Leopold Schefer, Clemens Brentano, die Weltanschauung Grillparzers elegisch zu stimmen, seinen lyrischen Weltschmerz zu steigern. Die Musik hat für ihn immer etwas unendlich heiliges, überirdisches gehabt; ein einziger Ton genügte oft, sein ganzes Wesen in eine zitternde Bewegung zu bringen; eine musikalische Stimmung ging oft seinem dichterischen Schaffen voran. Die Musik hatte ihm die Melodie der Verse gelehrt. Allein die holde Kunst der Töne heilt nicht immer, wie Goethe in den „Wanderjahren" (II. Bd. 5. Cap.) behauptet, alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt; bei allzu empfindsamen Gemüthern ist sie oft eine Quelle des Schmerzes statt des Trostes, sie vertieft und verschärft die

Wunden, statt sie zu heilen, sie erzeugt Trübsinn und Hypochondrie. Unmuth und Unfrieden wirken wie vernichtende Dämonen auf die Seele des Dichters, sie verfolgen ihn quälend und folternd und lassen ihm nie Rast, nie Ruhe. Grillparzer stellte an die Poesie die allerhöchsten Anforderungen. Das höchste Ziel der Kunst schien ihm aber unerreichbar. Das Leben bot ihm keinen Lenz, keine Blume mehr, sondern nur trüben Herbst, nur dürre Blätter, ein eintöniges Einerlei, ein Abhaspeln ewig sich gleich bleibender Begebenheiten, eine jammervolle Leere, die entschwundenen Tage so öde wie die kommenden, Täuschung auf Täuschung, Schmerz auf Schmerz, Dornen auf Dornen. Diese düstere Seite der Welt- und Lebensanschauung wurzelte tief in der krankhaften Denk- und Empfindungsart unseres pessimistischen Jahrhunderts und erinnert in vielem an Byrons trübe Weltbetrachtung. Der Einfluß Byrons in der Lyrik und auch in den Dramen Grillparzers ist unverkennbar. Der tiefe Zug der Gleichheit in Byrons und Grillparzers Dichtung und Gemüthsanlagen ist, wie mir scheint, nicht genügend beachtet worden. Für Byron sowohl wie für Grillparzer ist die Poesie ein Herzenserguß, ein Flüchten aus der drückenden Wirklichkeit; in beiden ist Gemüth und Phantasie thätiger als der Verstand; beide sind Sklaven der augen-

blicklichen Stimmung und schreiben nur unter dem Drange der Begeisterung. Beide sind von äußerster Erregbarkeit; die Gefühle schlagen bei ihnen plötzlich, unverhofft in die Extreme; beide leben in Unfrieden mit sich selbst. In beiden ein verfehltes Leben, ein verfehltes Lieben; in beiden das Schwankende, Gebrochene der Tassonatur, der Zwiespalt zwischen Wollen und Können, zwischen Gemüth und Leben. In beiden auch eine unbezwingliche Leidenschaft für Musik, die Liebe zur Melodie. Wenn auch nicht in dem Maaße, wie Shelley darf Byron weit mehr als Moore, als Keats, als Coleridge und Wordsworth ein musikalischer Dichter, wie Grillparzer, genannt werden. In Byrons Inneren aber wirkten und wütheten Dämonen stürmischer, grollender als in der Seele des einsamen Dichters Oesterreichs und rissen ihn fort und fort in immer grimmigen, tobenden, rasch dahinströmenden Fluthen. Grillparzer klagt elegisch, Byron spottet in wildem Trotze; Grillparzer baut auf, während Byron vernichtet; der Oesterreicher ehrt Maaß und Form, der Brite anerkennt kein Maaß, keine Grenze; er arbeitet planlos, reiht Fragmente an Fragmente, sucht mit Absicht nur das Wilde, Unbändige in der Natur und im Menschen, will mit Effekt überraschen und blenden. Grillparzer ist ruhmscheu und predigt das Glück

der Selbstbegrenzung und der Seelenbeherrschung. Byron ist von grenzenloser Eitelkeit und nimmer stillender Ruhmbegierde; er ist Don Juan, Lara und Manfred zugleich. Grillparzer ist ein einsamer Held auf einsamer Höhe, Byron ist ein heldenmüthiger Schaarenhäuptling, der gerne ins Feld zieht, gerne rechts und links mächtige Hiebe ertheilt und immer den Löwenantheil haben will. Auch Byrons Weltschmerz ist nicht Grillparzers Weltschmerz. Während Byron, wie Leopardi und Foscolo, wie Chateaubriand, Senancourt, Charles Nodier, Alfred de Musset, Alfred de Vigny und wie die Weltschmerzdichter alle heißen, sich in beständigen Klagen und Fluchen gegen das erbärmliche Menschenleben ergießen, die Welt, das Menschendasein ihrer Uebel und Leiden anklagen und Himmel und Erde bekämpfen, hat der tiefgeplagte Dichter Oesterreichs nicht gegen andere, sondern gegen sich selbst die schärfsten Spitzen gerichtet.

Der Grundzug seiner Tragik ist Entbehrung, Entsagung.

> Des Menschen ew'ges Loos es heißt Entbehren,
> Und kein Besitz als den du dir versagt.

Was bei anderen Dramatikern, bei Shakespeare und Schiller, mit gewaltiger Tragik erschüttert, was bei dem männlichen, kräftigen Heinrich von Kleist,

bei dem wildgenialen, ungründlichen Grabbe in schroffem, tollkühnem Ringen, in jämmerlichem Untergehen sich entfaltet, löst sich bei Grillparzer mild und versöhnend in Elegie auf. Seine Helden gehen an Willensgebrochenheit, an Willenslähmung, nicht an prometheischem Ringen und Trotzen zu Grunde. Grillparzers Prometheus ist der rührend ergebene, einsam dahinschmachtende, unglücklich verlassene, arme Spielmann. Diese Tragik der Entsagung, in vollem Einklang mit dem Goetheschen und Beethovenschen: „Entbehren sollst du! Sollst entbehren", ist der tiefe Zug, welcher der Dichtung Grillparzers, sowie den musikalischen Dramen Richard Wagners die Weihe verleiht. „Kannst du dir", schreibt R. Wagner, von Zürich aus, (Januar 1854) an seinen Freund August Roeckel: „Kannst du dir eine moralische Handlung anders vorstellen als unter dem Begriffe der Entsagung! Und was ist die höchste Heiligkeit, d. h. die vollste Erlösung anders als die Grundlage dieses Principes für unser Handeln überhaupt?" Ein jeder wahre und große Dichter, will er seine göttliche Kunst nicht entweihen, muß den Lockungen des Lebens, dem Genuß auf Erden entsagen.

Der Arm, in dem die goldne Leier ruhte,
Er ist geweiht, er fasse Niedres nicht,

sagte Phaon zu Sappho. So hat Grillparzer, wie

so viele, welche im Heiligthum ihrer Kunst lebten, den tragischen Kampf der Entsagung in seinem Innern durchmachen müssen. Um welchen Preis von Schmerzen und Qualen hat der Dichter seine Schöpfungen erkauft!

Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen
Gesprochen in ein freudenleeres All,
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
Gelöste Theile sind's von seinem Leben.

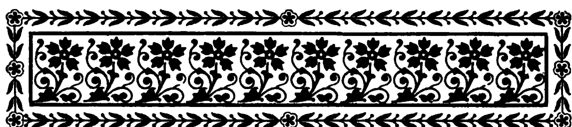
Dichten und Leiden sind innig mit einander verknüpft. Im Genie des Menschen liegt zugleich eine Wonne und eine Wunde, zugleich ein Segen und ein Fluch. „Le génie au milieu de la société“ sagte Mme de Staël „est une douleur, une fièvre intérieure dont il faudrait se faire traiter comme d'un mal.“ Und Alfred de Vigny in „Fleurs du mal“

Lorsque par un décret des puissances suprèmes,
Le poète apparaît en ce monde ennuyé,
Sa mère épouvantée et pleine de blasphèmes
Crispe ses poings vers Dieu, qui la prend en pitié.

Um so dankbarer müssen wir dem großen Dichter sein, welcher auf Kosten aller seiner Lebensgüter so viele unvergängliche Kunstwerke zu unserem Genuß und Trost hinterlassen hat, dem Dichter, welcher, wie wenige in Deutschland, wie kein anderer in Oesterreich, den reinsten, gesundesten ethischen Gehalt

in seinen Werken bietet, dem Manne, welcher, wie Grillparzer selbst von Beethoven sagte: „nach Einem trachtend, um Eines sorgend, für Eines duldend, alles hingebend für Eines“, durchs Leben gegangen ist. In unserer geistesarmen Zeit, wo uns statt wahrer, herzenserfrischender Poesie oft nur verwelkte Früchte, die krankhaften Erzeugnisse einer krankhaft erregten Phantasie, eines nervös überreizten Gemüthes dargeboten werden und im Namen einer sogenannten naturalistischen Richtung die göttliche Muse durch den Erdenschmutz geschleppt wird, ist es heilige Pflicht, der wahrhaft Großen und Edlen zu gedenken, welche allein die Führer unseres zerrütteten Geistes sein können, uns vom Staub der Erde emporheben, ein Trost, ein Anker im Leben sind.





Ferdinand Raimunds Liebes- und Leidensgeschichte*).

„Nach schönen Bergen wendet meine Reise sich, an schönen Thälern wird mein Auge sich weiden, ein treues Volk werde ich begrüßen, aber — ach, welches Land hat wohl die Welt gezeugt, das herrlich genug wäre, mich festzuhalten, wenn es Dich ausschließt?“ Diese Worte richtete Ferdinand Raimund an die Geliebte Toni Wagner, als er, im Sommer 1827, den Boden Tirols zum ersten Mal betrat. Mit gebrochenem Herzen, mit krankem Gemüthe hatte der Dichter seine Pilgerschaft ins herrliche Gebirgsland unternommen; im Sturme des Lebens hatte er einzig und allein seine reine unerschütterliche Liebe zur Toni, seine Liebe zur Kunst und zur theueren Heimath gerettet. „Wenn ich

*) Vortrag, gehalten in der Universitätsaula in Innsbruck am 29. Februar 1896.

hoch auf Tirols Alpenhöhen stehe“ schrieb er wiederum an die ferne Geliebte, „so wird mein Blick sich sehnsuchtsvoll hin nach der Gegend kehren, wo Dein Athem weht, und wenn Dich auch mein Auge nicht erreichen kann, so will ich meine Grüße sanften Lüften anvertrauen, damit sie's nach dem theuern Oestreich tragen, und wenn ein leiser Westwind Dir die Wange fächelt, so denke, daß es meine Grüße sind.“ Auch die erhabene Natur, des Dichters wirksamster Trost vermochte keinen Balsam auf seine Wunden zu gießen. In seinem Innern nagte bereits jener Wurm, der ihn allzufrüh der völligen Vernichtung preisgeben sollte. Ende Juli 1828 war Raimund, nachdem er von Gastein aus über die wilde Gerlos-Wand nach Zell im Zillerthale, über steile Bergklippen unter heftigem Regen mehrere Tage gewandert, zum zweiten Male in Innsbruck. Brennende Sehnsucht nach dem fernen Wien, wo die Geliebte weilte, hinderte ihn wiederum die schöne Natur, die ihn umgab, zu bewundern und zu genießen. Sein erster Weg war die Post. Er fand den lang ersehnten Brief seiner Toni; allein, trübe Nachrichten verstimmten ihn bitter. Er fluchte den Menschen und der Welt. In Innsbruck war es, wo Raimund die herzzerreißenden Worte schrieb, welche den nahen Sturz vorahnen ließen: „Ich habe diese Welt bis zum Ekel durchschaut und sie

ist mir viel zu erbärmlich, als daß ich mir einen längeren Aufenthalt auf ihr wünschen sollte." Eine bessere Stimmung begleitete den von inneren und äußeren Leiden arg gequälten Dichter in seiner dritten Wanderung ins Tirol, im Juli 1829. Er reiste von Linz nach Bruneggen, dann nach Bozen, am Wormser Joch ließ er seinen Blick sehnsuchtsvoll auf die nahen und schönen Gefilde Italiens schweifen. In Landeck gönnte ihm die Sonne bei ihrem Untergange ein großartiges Schauspiel. Am 19. Juli, bei Sonnenuntergang, erreichte er die Mauern von Innsbruck. Den folgenden Tag bestieg er die Martinswand. Im Juli 1830 war Raimund zum vierten und wohl zum letzten Male in Innsbruck.

Was für Schätze Raimund hinterlassen, brauche ich hier nicht zu gedenken. Noch wandern von Bühne zu Bühne die herzerfrischenden, poesievollen, gemüthstiefen Zauber- und Märchenspiele des größten Volksdichters Oesterreichs, noch ist in der Erinnerung aller die tiefe Symbolik jener Feengestalten, welche Raimund menschlicher und leibhaftiger als die Menschen selbst zu gestalten wußte; immer noch entzückt und rührt uns die heitere Laune, der tiefe Humor dieses nicht eben heiteren, nicht eben glücklichen Wienerkindes. Die Seelengeschichte des Dichters mag jedoch für viele

ein Räthsel sein, und doch tritt aus den kürzlich veröffentlichten, das innere Leben, die Liebe, die Leiden klar abspiegelnden Briefen Raimunds die Gestalt des Dichters am liebenswürdigsten, am verehrungswürdigsten hervor. Von diesen Briefen hätte Raimund selbst sagen können, was Lenau von seinen an Sophie Löwenthal geschriebenen Herzensergießungen sagte: „Wenn ich einmal todt bin und Du liesest diese Zettel, wird Dir das Herz wehthun. Diese Zettel sind mir das Liebste, was ich geschrieben habe. So unüberlegt sind mir dabei die Worte aus dem Herzen aufs Papier gesprungen, wie ein Vogel aus dem Nest fliegt. Wer mich kennen will, muß diese Zettel lesen.“ Denn auch Raimund, wie so viele Musensöhne Oesterreichs, lebte nur in seinem Inneren; seine Erlebnisse sind nichts als Geistes- und Seelenkämpfe, an denen die äußere Welt nur einen geringen Antheil nahm. Auch Raimund trug die Krone des Märtyrers. Auch er übte, so lang er lebte, die herbe Schule des Entbehrens und Entsagens. Auch ihm hat die „aspra tragedia della vita umana“, wie Torquato Tasso seine eigene Wallfahrt durchs Leben nannte, tief in die Seele geschnitten und jede Freude vergiftet, jeden Genuß in Wehmuth und Schmerz umgewandelt. Auch für ihn mußte die Liebe, dieser Funken der Gottheit, mit unerträglichem Jammer

verknüpft sein; sein Herzensbündniß mahnt an die unselig-seligen Liebesbündnisse anderer deutscher Dichter, welche in der finstern Nacht des Wahnsinns untergegangen, an die Liebe Hölderlins für Diotima, an den tragischen Bund Lenaus mit Sophie, an den dornenvollen Liebesbund des Schweizer Lyrikers Leuthold mit Emma Brenner und mit der unglücklichen Karoline Trefford.

Die von Glossy und Sauer besorgte Ausgabe der Werke Raimunds brachte bereits einige Briefe des Dichters an Toni Wagner, voll überströmenden, hinreißenden Liebesgefühl; eine unvergleichlich reichere Spende lieferte der 4. Band des Grillparzer-Jahrbuchs. Und doch sind die neu veröffentlichten Briefe bloß Trümmer aus einem nunmehr gänzlich vernichteten Schatze. Aus übergroßer Frömmigkeit, aus Furcht, der Himmel möchte den von der Kirche nicht gesegneten Bund der Toni mit Raimund verdammen, verbrannten die guten Schwestern der hingeschiedenen Toni den größten Theil des Nachlasses des Dichters, darunter zwei Kisten voll Briefe. Und so ist die Nachwelt um viele schöne Perlen aus des Dichters Seele gekommen. Das Wenige, was gerettet worden, reicht jedoch vollkommen hin, die Liebes- und Leidensgeschichte eines der herrlichsten und treuesten Menschenherzen in ihren vielfachen Verschlingungen zu verfolgen. Wie ein liebendes

Herz zu lieben vermag, wie es trotz allen Schicksalsschlägen ganz und ungebrochen bleiben konnte, die ursprüngliche Gluth- und Leidenschaftlichkeit, den warmen Gefühlston der ersten Liebe nie einbüßte, das verkündigen diese Briefe, welche an Innigkeit, an Schönheit des Stils denjenigen Goethes an Frau von Stein, Rahels an ihren Geliebten, Lenaus an Sophie Löwenthal kaum nachstehen. Der ganze Raimund ist darin, mit seiner Ueberschwänglichkeit, seiner Schwärmerei, seiner Vergötterung der Kunst, des Guten und des Schönen und zugleich mit seiner Bitterkeit gegen die Menschen, seiner Melancholie, mit seiner reinen, goldenen Liebe, die ihm so unentbehrlich war, wie für das Athmen die Luft, der einzige Stern, der ihm aus der Finsterniß seines Freudenhimmels entgegenglänzte. — Seine Leidenschaft vermag Raimund nicht in Dämmen zu halten. Er läßt ihr freien Lauf, er läßt sie anschwellen, strömen und überströmen. Er schwelgt wie Jean Paul in Hyperbeln, in Gleichnissen und Bildern. Er ist unerschöpflich in neuen Wendungen und Gefühlsausdrücken. Er hat der Koseworte nie genug und nennt die Geliebte: einen holden Chrysolith, in dessen Glanz er seine Thränen spiegeln kann, ein Kleinod seiner Seele, sein Leben, sein Alles, seine herrschende Königin, seinen Schutzengel, seinen Rettungsengel. Auch Lenau nannte seine Sophie sein tiefstes, liebstes

Leben, sein süßestes Glück und seine tiefste Wunde, das Herz seines Lebens, den süßen Kern der ganzen Schöpfung, seinen Ruhm, seine Kirche, alles in einer schönen Gestalt. Wie anders, wie ganz anders als Raimund und Lenau, gab Grillparzer seiner eigenen Liebe Ausdruck. Der größte aller deutschen Liebesdichter nach Goethe, konnte sich nie seiner Liebe ganz hingeben, er konnte nie sein Gemüth vollkommen aufschließen. Statt überschwänglicher Liebeserklärungen erhielt die arme Kathi Fröhlich bloß kühle, trockene, dürre, nichtssagende Berichte. Wie anders als Raimund fühlte Hebbel Frauengunst und Frauenliebe, und wie leicht merkt man an Hebbels schönen aber kühlen Briefen an Elise den Zwang, den sich der Dichter anthut, um sein Herz mit neuer Leidenschaft zu erfrischen und zu wärmen. In seinem Tagebuch schreibt Hebbel einmal (12. September 1835): „Mein Herz ist längst banquerott, es ist leer und dürftig wie eine Wüste, durch die nur selten ein frischer Hauch, der erquickende Tropfen bringt, hindurchzieht."

Unter dem Banner der Liebe ist Raimund seit frühester Jugend gestanden. Die Leidenschaft hat den Dichter immer in ihrer ganzen elementaren Gewalt gepackt und seine ganze Welt von Gefühlen und Empfindungen in Anspruch genommen. So erzählt Bauernfeld in Alt- und Neu-Wien, wie

Raimund einmal, als er noch in einem Theater von Ungarn thätig war, wegen einer Liebesgeschichte sich in die Raab stürzte und halbtodt herausgefischt wurde. Ob die Geschichte von der Liebe Raimunds zu einem Wäschermädchen von leichtsinnigem Lebenswandel irgend eine Begründung hat, lasse ich dahingestellt. Rührend ist dagegen, was Bauernfeld von einem Selbstgeständniß Raimunds erzählt, wie dem bereits als Hamlet im Prinz von Tändelmarkt verkleideten Schauspieler ein Brief mit schwarzem Siegel überbracht wurde, der ihm den plötzlichen Tod einer damals heiß Geliebten meldete. „Ich fing zu zittern an“, erzählte Raimund, „die Coulissen drehten sich wie im Kreise herum, ich konnte kein Wort hervorbringen, u. s. w.“ Ueber manche Liebesabenteuer des jungen, leidenschaftlichen Schauspielers werden wir wohl immer im Dunkel bleiben müssen. Ein Verhältniß mit einer Fanny, als Raimund noch am Theater an der Leopoldstadt wirkte, scheint ein tragisches Ende genommen zu haben. Im gleichen Theater verliebte er sich in eine hübsche Schauspielerin, die ihm untreu wurde und plötzlich in Begleitung eines Grafen verschwand. „Möchte Sie Freundschaft und Liebe in der Welt nicht so oft täuschen wie mich“, schrieb 1820 Raimund an Toni. Bevor der Dichter seinen festen Anker in der Liebe fand, mußte er manches flatterhafte

Frauenherz erproben. Im Jahre 1817 war er nahe daran, die durch ihre Schönheit berühmte Schauspielerin Grünthal des Leopoldstädter Theaters zu ehelichen, als er die Entdeckung machte, daß die Geliebte einem Andern bereits ewige Treue geschworen. Die Geschichte von Raimunds wirklicher Heirath mit Luise Gleich ist eine Leidensgeschichte. Raimund hatte bereits im Jahre 1819 die erste Bekanntschaft mit jenem Mädchen gemacht, welches auf sein fernes Schicksal den allergrößten Einfluß ausüben sollte. Mit inniger Theilnahme erwiderte Antonie Wagner die heißglühende Liebe Raimunds. Ihr Vater aber, welcher niemals einen Schauspieler als Schwiegersohn geduldet hätte, brach in grausamer Weise das Liebesbündniß ab. Ein verhängnißvolles Nein, die plötzlich erfolgte Entfernung der Toni machten Raimund um eine schmerzvolle Erfahrung reicher. Mit wundem Herzen ging jedoch Raimund eine neue Verbindung ein. Die äußerlichen Reize der coquetten Schauspielerin Luise Gleich, hatten den Dichter derart gefesselt, daß er unüberlegt und thöricht dem Mädchen die Ehe versprach. In einem rührenden Briefe verabschiedete sich Raimund von der Toni, die immer noch sein Herz beherrschte: „So nehme ich denn von den Gesetzen der Welt, von Ihnen, meine theuere Antonie, auf ewig Abschied, verzeihen Sie einem Menschen, den

die bösen Mächte seines Schicksals lenken.“ Die bösen Mächte des Schicksals warfen ihn in der That in die Arme einer, seiner unwürdigen, kalten, gefühllosen Frau. Noch wenige Tage vor der beabsichtigten Vermählung war Raimund bitter enttäuscht. Aus immer noch nicht völlig aufgeklärten Gründen ließ der Dichter seine Braut am Hochzeitstage sitzen. „Gestern“, schrieb am 5. April 1820 Rosenbaum in seinem Tagebuch, „sollte Raimund mit der Gleich in der Johanniskirche copulirt werden . . . Um 5 Uhr erschien die Braut in der Kirche — der elende Bube Raimund blieb weg und erklärte, sie tauge nicht für ihn. Welch ein Bubenstück!“ Das Theaterpublikum war von dem Vorfalle wohl unterrichtet und zischte den beliebten Schauspieler bei seinem jedesmaligen Auftreten so lange und so stürmisch aus, bis dieser endlich beschloß, die verlassene Braut an den Traualtar zu führen. Mit diesem erzwungenen Fehltritt, den Raimund sein Leben lang bereuen sollte, war das Glück des Dichters für immer dahin. Die Ehe war eine äußerst mißglückte. Die heftigen Scenen nahmen kein Ende. Luise Raimund verließ im Juli 1821 das Haus ihres Gatten. Im Januar des folgenden Jahres war die gerichtliche Scheidung bereits vollzogen.

Jetzt, in dem Augenblick, wo das stark erprobte

Herz des Dichters eine jämmerliche Oede vor sich sah, erschien die verlassene Toni Wagner als rettender, beschützender, versöhnender Engel an Raimunds Himmel wieder. Durch einen Brief Antoniens wurde das fallen gelassene Bündniß wieder erneuert. Irre ich mich nicht, so hat Raimund im Alpenkönig und Menschenfeind nebst seinem eigenen Menschenhaß in der Gestalt des Rappelkopf auch seine Liebe in der Figur des August geschildert. Auch August liebte und war von dem Vater seines Malchens verschmäht. „Sorge nicht, Malchen, wenn er die Fortschritte meiner Kunst erfahren wird, wenn er sich von der Beständigkeit meiner Liebe überzeugt, so kann uns seine Einwilligung nicht entgehen.“ Und Malchen: „Deinen Namen dürfen wir gar nicht aussprechen; er weiß, daß meine Mutter unsere Liebe billiget.“ Die von Tonis Vater gebrachte Wunde hat der Dichter verziehen; zu einer völligen Versöhnung ist es aber nie gekommen. Vor einer Mariensäule im Neustift schwuren sich die Liebenden am 10. September 1821 ewige Treue, und treu bis zum Tode sind sie geblieben trotz allen Hindernissen und Gefahren, trotz dem verhängnißvollen Schicksal, welches eine gesetzmäßige Vereinigung nicht gestattete.

Von den äußeren Lebensverhältnissen der Geliebten Raimunds wissen wir wenig. Ein dunkler

Schleier umhüllt sie. Die Herzensergießungen dieses wunderbar tiefen und sanften Wesens kennen wir weniger noch, als die von Lenaus Geliebten Sophie. Ein Bild von ihr, welches im Privatbesitz des Verlegers Karl Konegen ist, habe ich bei meiner letzten Reise nach Wien leider nicht sehen können. Glossy schildert sie als „eine kräftig entwickelte Frauengestalt, deren Züge zwar nicht schön genannt werden können, die aber bei näherer Betrachtung an Reiz gewinnen. Am bemerkenswerthesten sind die großen braunen Augen, die durch die Kürze der oberen Augendeckel noch lebhafter erscheinen.“ Unzweifelhaft mußten die inneren Vorzüge die äußeren überwiegen und Raimund wird wohl an seine Toni gedacht haben, wenn er im Diamant des Geisterkönigs Eduard zu Amine sagen läßt: „Wahre Sittsamkeit besteht nicht bloß durch äußere Form, sie wohnt im Innersten des Herzens und Ungezwungenheit und Naivetät dürfen immer ihre lieblichen Schwestern sein.“ Wenn wirklich, was Raimunds Diamant als Grundmoral bezweckte, der kostbarste Schatz auf Erden der Besitz reiner und schöner Weiblichkeit ist, so besaß der Dichter diesen schönen Schatz. „Meine Schuld an Dich“, schrieb Lenau an Sophie, „ist unermeßlich wie die Welt, die einst verlorene, die Du meinem Herzen wieder geschenkt“. Unzählige Male hat auch Raimund seine Schuld an Toni be-

kannt, wiederholt dankte er ihr für die Größe ihrer Aufopferung, für den Heldenmuth ihrer treuen Anhänglichkeit, für ihr engelreines Herz, welches ihn selbst durch Güte und Sanftmuth leitete. „Theure Toni, schützender Engel, der meine Seele aufrecht hält in dem Sturm meiner unendlichen Leiden", schrieb Raimund einmal der Geliebten, und noch im Jahre 1821: „Wie, schöne Seele, soll und kann ich Dir danken für die Leiden, die Du um meinetwillen duldest. Ach ich bin nur ein Mensch und kann Dich nicht lohnen, wie es Dein göttliches Herz verdient."

So erscheint uns die unglückliche Lebensgefährtin Raimunds als eine der schönsten, edelsten Frauengestalten, welche die deutsche Litteratur in allen Zeiten aufzuweisen hat. Welche innig zarten und tiefen Gefühle nährten die Brust dieser schwer geprüften Frau, die sich ihrem Geliebten nur in geheimnißvoller Einsamkeit vertrauen durfte. Mit welcher sanften Ergebenheit hing sie an dem von inneren Schmerzen durchwühlten, gemüthskranken Dichter, wie sorgenvoll bemühte sie sich, die drohenden Gewitter von seinem Haupte fernzuhalten. Welche Entbehrungen, welcher Kummer wurden ihr als Lohn für ihre reine, standhafte Liebe zu theil. Welche bitteren Seelenkämpfe werden ihr die trüben Launen, das leidenschaftliche Aufbrausen des Geliebten verursacht haben, wie sie doch über alles siegte und

die leuchtende, belebende Flamme der Liebe, trotz der vernichtenden Zeit und der Ungunst der Umstände zu nähern wußte!

Auf wildbewegter See mit immer sich überstürzenden Wellen, bewegten sich die Gefühle Raimunds. Der Dichter wußte sich nie zu mäßigen und zu beherrschen. „Die Liebe ist allmächtig“, schrieb Lenau an Sophie. „Mag das Leben immerhin seine verdrießlichen Trümmer auflagern und häufen an seinem unfreundlichen Ufer — eine einzige Welle der Liebe des tiefen, weiten und gewaltigen Meeres spült die Trümmer fort, als wären sie nie dagewesen.“ Nicht minder überschwänglich fühlte Raimund seine Liebe. „In Deinem Herzen ist mein Vaterland“, schrieb er an Toni, „wo Deiner Liebe Sterne glänzen, will ich den Abend meines Lebens erwarten, in Deiner Liebe nur lebt meine Ruhe, außer ihr meine Qual“. Das Herz wäre ihm wie Lenau nach allen Seiten vermauert gewesen, wenn ihm die Geliebte gefehlt hätte. „Ich habe ja Niemand in dieser Welt“, schrieb Raimund, „dem ich die Hand durch dieses arme Leben reichen möchte, als Dich meine Toni, und wenn ich oft einsam sitzend käue an den Hülsen meiner süßen und meiner bitteren Träume, die durch dieses Leben mich befallen, da stehen mir die gemüthlichen Stunden unsrer Liebe vor allem klar und diamantenhell vor meinen nassen

Blicken und trocknen mit himmlischer Gluth mir die Thräne von der Wange." — „Ja, wenn ich mein Lottchen sehe, da vergesse ich auf die ganze Welt" sagt Karl im Bauer als Millionär. Nur in der Nähe seiner Toni konnte Raimund Erholung für seinen Kummer und für seine Leiden finden. Wie sein Valentin im Verschwender hatte er ein kindlich-naives Gemüth. Er weihte seiner Toni einen Tempel in seinem Herzen. Er wollte alles der Liebe unterwerfen, alles der Liebe opfern. Er wollte sein Einkommen regeln um der Geliebten eine künftige Wohlhabenheit zu verschaffen. Und rührend ist es, wie er alle seine Pläne mit der Toni bespricht, wie er der Geliebten mittheilt, daß er von seinem jährlichen Gewinn viertausend Gulden wenigstens zurücklegen will, das macht in 10 Jahren mit den Interessen so und so viel. Rührend auch, wie Raimund sich um die Gesundheit des erkrankten Vaters der Toni erkundigte. „Glaubst Du denn, weil mich Deine Eltern hassen, ich nähme weniger Antheil an den bedeutenden Ereignissen ihres Glückes? Es sind ja Deine Eltern, und darum auch mir theuer."

Und doch gab es in diesem Bündniß zweier der edelsten Menschen nicht selten Reibungen und Verdrießlichkeiten, und meistens war die außerordentliche Reizbarkeit des Dichters daran schuld. Ein Nichts

konnte Raimund verletzen und verstimmen. Dinge, welche andere Leute theils lächerlich finden, theils lau an sich vorübergehen lassen, faßte er mit den tiefsten Schmerzen auf. Seine Empfindlichkeit nahm bei ihm immer mehr und mehr zu. Er konnte wie Hebbel sagen, daß jede Welle des Gefühls, und wenn sie von einem Sandkorn herrührte, das der Zufall in sein Gemüth hineinwarf, ihm über dem Kopf zusammenschlug. Die falsche Nachricht einer Annäherung Raimunds an seine geschiedene Frau, welche das Herz der guten Toni bang machte und oft mit Argwohn und Mißtrauen füllte, hat diese Liebe nicht selten getrübt. Liebende sehen alles durch ein Vergrößerungsglas. Der unglückliche Lenau nannte seine Liebe eine heimliche Kapelle; „wenn ich aber“, sagte er, „darin eine einzige Scheibe trüb und abgestorben finde, so wird mir, als müsse ich den ganzen Bau zertrümmern“. Von Trübungen des Verhältnisses zwischen Adalbert Stifter und Fanny Greipl, welche zu einem völligen Bruche führten, sind wir erst seit kurzem unterrichtet. Wie manche Gewitter entlud der rasch aufbrausende Raimund auf das Haupt seiner Toni, und wie hat die arme, gequälte Geliebte alles standhaft überstanden, alle Stürme beschwichtigt, alle Wolken verjagt. „Ich sehe mit Erschütterung ein, daß die Zeit und Verhältnisse die Grundfeste Deiner Liebe sehr unter-

graben haben“, schrieb Raimund einmal an Toni. „Jetzt ist es noch Zeit, wenn Du mich aufgeben willst.“ Dann, mit noch größerer Erbitterung: „Es bleibt mir nichts übrig, als eine Leidenschaft zu bekämpfen, die mich auf diese Art zum elendesten aller Menschen machen würde“. Es berührt uns peinlich, wenn Raimund einmal das vertrauliche Du mit dem Sie umtauscht. „Ihrer Aeußerung nach wünschen Sie das Bündniß unserer Herzen zu trennen.“ So hat die Liebe oft Qualen statt Freuden gebracht. „Liebe Toni“, schrieb Raimund, „soll denn ein ewiger Zwist das Leben unserer Liebe begleiten, muß denn die Losung unserer Herzen ein immerwährendes Feldgeschrei sein?“ Aber der Neckerei, der Eifersüchtelei und dem Zanke folgte gleich die Versöhnung. „Wir haben gezankt, sind aber wieder gut geworden“, schrieb Toni einmal in ihrem Notizbuch. Die zwei verwandten Herzen fanden sich gleich wieder. Wunderbar schön sagt Raimund von seiner eigenen Liebe: „Unsere Liebe gleicht einer Quelle, deren Ursprung rein und klar aus krystallhellem Felsen springt, doch in ihrem Laufe bald über trüben Sand, bald über freundliche Wiesen quillt; bald spiegelt sich hoffnungsdeutendes Grün in dem Spiegel ihrer silbernen Fluth, bald die dunklen Masten zackigter Felsen, über deren dornenbestreueten Rücken sich das arme Bächlein winden muß.“

Jahre und Jahre verstrichen, das Gemüth des Dichters verdüsterte sich immer mehr und mehr, körperliche Leiden verschärften die Leiden der Seele, die Liebe allein alterte für den Dichter nicht und bewahrte stets ihren ursprünglichen Zauber. „Nie soll mir die Hoffnungssonne unseres Glückes aus dem Auge schwinden, wenn es sich nicht auf ewig schließt, bevor ihr Glanz es ganz beseeligen konnte.“ Durch Standhaftigkeit, Beharrlichkeit und Treue wußte Raimund, bei aller seiner Reizbarkeit, sein theures Kleinod zu bewahren. Sein Gemüth hatte eine moralische Tiefe. Er durfte mit Recht seiner Toni schreiben, daß sein, so wie ihr Herz, im Sündenwirbel der größeren Welt nicht untergegangen waren. Es war in ihm etwas von der diamantenfesten Treue der von ihm geschilderten treuen Diener, etwas von der rührenden Anhänglichkeit Florians im Diamant des Geisterkönigs z. B., welcher zur Rettung Eduards alles, selbst die Wäsche seines „Herzenbinkerls“ der Mariandel verkauft hätte und behauptete: er bleibe seinem Herrn „so treu, wie der Löwe dem Anton Trokles“. Es war in Raimund etwas von der wehmuthsvollen, elegischen, selbstlosen Liebe und Treue der von der Erde scheidenden Fee Cheristane zum Verschwender Flottwell.

Ueber Steine und Kluften, auf dornenvollem Pfade hatte die Treue die zwei Liebenden geführt.

„Es soll auf Erden nichts Festeres geben, als unsere Liebe“, hatte Lenau an Sophie Löwenthal geschrieben; das Gleiche hat Raimund hundertmal seiner Toni wiederholt. Die fortschreitende Zeit, die im Fluge zerstört, hat die zwei Liebenden verschont. Die Jugend rollte dahin, mit den Jahren verlor sich die Frische und die Schönheit des äußeren Ausdrucks und manche Falte runzelte die Stirne des schnell gealterten Dichters, aber das Herz blieb immer jung und immer warm; die Briefe der letzten Lebensjahre des Dichters athmen die gleiche liebevolle, rührende Hingabe, sie zeigen die gleiche Gluth der Leidenschaft wie die in der Frühlingszeit der Liebe geschriebenen. Unendlich rührend sind die Worte, mit welchen, 10 Jahre nach der ersten Bekanntschaft, Raimund einen Blumenstrauß für die Geliebte begleitete. „Den Strauß, liebe Toni, habe ich Dir in Grinzing gepflückt, in einem einsamen Wirthsgärtchen, das ganz dazu gemacht ist, die Seufzer eines Liebenden in seinem unbelauschten Dunkel zu verbergen.“ Es gab kein Frost, kein Winter, kein Alter für diese beispiellos zarte und innige Liebe. Auch die geprüfteste, stärkste Seele wackelt und sinkt nach den derbsten Schicksalsschlägen. Raimund und Toni kannten keinen Wankelmuth in ihrer Leidenschaft. Wie feste Eichen, die die Wurzeln treu verschlingen, haben sie, nach Raimunds eigenem

Geständniß, dem Sturme des Lebens getrotzt. In Raimunds ernstestem Stück Moisasurs Zauberfluch umschlingt Hoanghu seine Gattin Alzinda, als diese bereits dem Tode preisgeliefert wurde. Diese Verherrlichung der Liebe über das Grab hinaus, welche Calderon im Drama Amar despues de la muerte wunderbar darstellte, war Raimunds eigene Empfindung. Er schrieb einst der Toni: „Nicht nur die Leidenschaft muß uns zwingen, uns nie zu verlassen, sondern unsere Ehre, unser edler Sinn; was sich so eng gekettet, darf nie zerreißen, noch im Tode will ich Dich umschlingen, und nur dann wirst Du erkaltet meine Hand aus der Deinen ziehen.“

Brennenden Schmerz, Leiden und Entbehrungen haben Raimund und Toni im Ueberfluß geerntet. „Mein Gemüth ist zum Leid geboren.“ — „Mir sind vom Schicksale nur die Leiden der Sehnsucht aufgebürdet.“ In diesem elegisch-klagenden Tone gab oft Raimund seinen inneren Schmerzen Ausdruck. Wohl hoffte er, daß das Schicksal endlich ermüden würde, sein und Tonis Herz zu verfolgen. „Es wird ja doch eine Zeit kommen“, meinte er, „wo wir den Lohn unserer Leiden ernten werden, den wir so sehr verdienen; die Hoffnung schwingt von mir die grünen Flügel.“ Eine gänzliche Vereinigung mit der Geliebten hat jedoch niemals statt-

finden können, ja, der Dichter durfte seine Liebe nicht entdecken, er mußte sie vor der Welt verschweigen, er sollte seine Leidenschaft verheimlichen. „Wie lange werde ich noch zu dulden haben die Leiden, die meine Seele so unverdient auf die Folter spannen. Wird meinem Herzen nie der Friede seine Palme reichen?“ Getrennt durch widrige Lebensumstände waren manche Liebespaare in Raimunds Zauberstücken; so: Lottchen und Karl im Mädchen aus der Feeenwelt, Hermione und Amphio in der Gefesselten Phantasie, Malchen und August im Alpenkönig und Menschenfeind, Alzinda und Hoanghu im Moisasurs Zauberfluch, schließlich aber nahm der Schmerz und die Entbehrung ein Ende; der süße Band der Ehe fesselte für immer die Liebenden aneinander; die Beharrlichkeit, die Tugend erhielten immer ihren Lohn. Der Genius der Tugend dürfte im Moisasur von Alzinda sagen:

. . . . sie wird ein Beispiel geben,
Wie der Mensch gelangt im Leben
Durch die Qual der tiefsten Leiden
Zu dem Ziel der höchsten Freuden,
Die ein groß Bewußtsein schenkt.

Sein Ziel hat Raimund aber nie erreicht. Seine Toni hat er nie besitzen dürfen. Wie herz-

zerreißend wirken die Worte: „Wenn ich nur Dich an meiner Seite hätte, daß Du mir mit liebender Hand den Schweiß von meiner Stirne trocknen würdest, so würde mir meine Plage leichter werden.“ Wie jammervoll ist die Klage: „Ach wann wird das Schicksal mir durch die gänzliche Vereinigung mit Dir, mein Alles, ersetzen, was ich durch jahrelange Leiden so sehr verdienet habe. Soll unser Leben denn eine ewige, unbefriedigte Sehnsucht bleiben?“ — So sind aus dieser so oft beglückenden und tröstenden Liebe unsägliche Leiden entstanden; so konnten heftige Erschütterungen des Inneren die Gesundheit des Dichters allmählich untergraben; so erinnert die entsagende, tragische Liebe Raimunds an die entsagende Liebe Lenaus, welche dem unglücklichen Dichter die Verse an Sophie in die Feder schrieb:

Ach! wärst du mein, es wär ein schönes Leben!
So aber ist's ein Kämpfen nur und Trauern
Und ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.
Undank thut wohl, und jedes Leid der Erde.
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind Freudenbilder mir, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Wie Grillparzer, zu welchem der von Natur aus nicht minder begabte Raimund immer mit Be-

wunderung und Verehrung emporblickte, wie Anzengruber, wurzelte Raimund tief in seinem heimathlichen Boden. Seine Kunst, seine heitere Laune, seine Freuden, sowie seine unzähligen Leiden zeigen immer den Wiener, den treuherzigen, verwöhnten Wiener, der sich nirgends wohl fand als zu Hause, und welcher in der Fremde die Arme sehnsüchtig nach der fernen Heimath streckte. „So sehr es mir in dieser und manch anderer Beziehung in München gefällt", schrieb Raimund im Juli 1830 an Toni, „so kann ich keinen Vergleich mit meiner lieben Vaterstadt, mit meinem guten Oesterreich machen, dessen Werth man erst wahrhaft kennen lernt, wenn man reist." Schon Wolfgang Schmelzl, Jakob Sturm, Stranitzy hatten das Wienerthum verherrlicht. In Philipp Hafners Schwestern von Prag sagt Crispin: „Ich bin doch zu Paris, zu Neapel, zu London, zu Venedig, zu Gumpoldskirchen, zu Währing und in mehreren Hauptstädten gewesen, doch eine so schöne Stadt wie Wien habe ich noch nie gesehen." Bäuerle's Spruch: Ja nur ein' Kaiserstadt, ja nur ein Wien" und Meisl's „Wien ist halt meine Welt, der Wiener bleibt beim Alten" sind unvergeßlich geworden. Rührender und inniger noch ist die in Raimunds Märchenspielen verherrlichte Vaterlandsliebe. Quecksilber singt im Barometermacher auf der Zauberinsel:

Im Oestr'reichen-Landel
Da bin ich zu Haus.
Da geht mir das Glück
Und die Freude nicht aus.
Drum will ich lustig sein
Und mich des Lebens freun!
Nur in dem Landel,
Wo mein Mariandel
Sehnsuchtsvoll wartet,
Möcht ich schon sein.
Denn mir liegt nichts an Stammersdorf und an Paris,
Nur in Wien ist am besten, das weiß man schon g'wiß.

Und gewiß war es des Dichters eigene Empfindung, wenn der vom „wunderholden" Land Italien zurückkehrende Künstler im Alpenkönig sein theures Oesterreich begeistert begrüßt: „Seid mir gegrüßt, ihr heimathlichen Berge! O, Erinnerung, wie nah' trittst du an mich und reichst mir einen schönen Kranz, geflochten aus vergang'nen Freuden." — In seinem Wien hatte Raimund seine ersten Lorbeeren als Schauspieler und als Dichter gepflückt, in Wien hatte er das Herz des Publikums gewonnen; seit dem Erscheinen des Barometermachers war seine Gunst immer im Steigen. Die Lieder Florians im Diamant waren auf Jedermanns Lippen, das Abschiedsduett vor allem:

Mariandel, Zuckerkandel meines Herzens, bleib gesund.
— Floriani, um Dich wan' ich,
Wenn Du fort bist, jede Stund.
— Selbst mein Leben will ich geben,
Wenn ich todt bin, für Dich hin.

Trotz des rauschenden Beifalls entfremdete sich doch Raimund der Welt und den Menschen immer

mehr und mehr. In seinem heißgeliebten Wien mußte er einem finsteren Trübsinn, einem unheilbarem Weltschmerze anheimfallen. Die unerquicklichen Jahre, die er als Leiter des Leopoldstädtertheaters zubrachte, die Gemeinheit des Theaterwesens, der Undank eines Theils des Publikums, das ihn in moralischer Hinsicht für einen ganz gewöhnlichen Schauspieler hielt, weit mehr aber seine hypochondrische, krankhafte Natur, sein allzu reizbares Gemüth, sein Hang zur Einsamkeit haben ihm den Widerwillen gegen die Menschen, seinen Haß gegen die Welt eingeimpft.

Der größte Wiener Komiker faßte alle Erscheinungen im Leben von der tragischen Seite auf. Er hielt anfänglich die Menschen für gut, für gut und aufrichtig, wie er selbst, und war dann bitter enttäuscht, sie anders in der Wirklichkeit als in seinem Ideal zu finden. Er sagte schon 1821, daß das schöne Bild, das sein Hoffen sich von der Treue dieser Welt ausgemacht hatte, eine optische Täuschung war. Es kam ihm selbst vor, als wäre er ein Wesen von einer ganz anderen Welt. Er fand in der Umgebung, mit der er zu leben gezwungen war, nur einen pöbelhaften Stolz, einen niederen Eigennutz, heuchlerische Kniffe. Er schilderte im Alpenkönig und Menschenfeind sein eigenes gemüthskrankes Wesen, seine üblen Launen, seine Verdrießlichkeit,

sein jähzorniges Aufbrausen, sein Mißtrauen, seinen Verfolgungswahn, seinen Menschenhaß; im Rappelkopf zeichnete er sich selbst Zug für Zug. Er hatte zwar, wie er selbst gestand, Augenblicke, in denen er die ganze Welt brüderlich umarmen möchte, aber gleich fiel er in seine alte Krankheit zurück und nannte nichtig und eitel den Stern, auf dem die Menschen als riesensinnige, ungeflügelte, armselige Insekten herumkriechen. Er sah oft selbst das Unrecht ein, das er seinen Mitmenschen that; wie sein Lieschen im Alpenkönig möchte er sich selbst wiederholen:

Liebend ist die Welt vereint,
Und das Häßlichste von Allen,
Ist gewiß ein Menschenfeind.

Allein, so sehr er sich auch bemühte, seine krankhaften Stimmungen zu unterdrücken, gelungen ist es ihm doch nie. Seinem Rappelkopf wird eine tüchtige moralische Lection ertheilt, man hält ihm sein eigenes, abschreckendes Bild vor Augen, der Menschenfeind versöhnt sich mit dem Schicksal und mit seinen vermeintlichen Feinden; er wird geheilt. Es klingt wie Ironie, wenn Raimund in einer Abdankung zum Alpenkönig, im October 1828 ausruft:

Verachtung, Zorn, mißtrauisches Erleben,
Der Rache Wuth, die Unlust zu dem Leben,

Beschämung, Reu', kurz Leiden unvermessen,
Des Dichters Angst, um ja nicht zu vergessen;
All dies ist wie ein Zaubertraum erblichen,
Die Leidenschaften sind der Brust entwichen.

Wie Ironie klingt es, wenn der Dichter in einer Wiederholung zum Lied des Simplicius in der Unheilbringenden Krone sagt:

Verschwunden ist mein ganzer Haß,
Jetzt lieb' ich alle Leut'.
Mein Herz will immer mehr erwarmen,
Ich wollt', ich dürfte All's umarmen.

Im Unfrieden mit der Welt und mit sich selbst, hat Raimund die besten Jahre seines Lebens zugebracht, und Melancholie, der böse Feind, welcher Grillparzers und Lenaus Innere fortwährend untergrub und vielleicht nur den sonnenheiteren, lebensfrischen Anastasius Grün unter den Oesterreichern verschonte, war auch Raimunds stille Begleiterin. Sehr früh klagte der Dichter über eine unnennbare Traurigkeit, über unbegreifliche Schmerzen, die sich seiner Seele bemeisterten, über melancholische Zuckungen, woran das fortwährend angestrengte Spiel und der ekelhafte Undank der Menschen viel schuld waren; er wußte nicht, ob er von einer Krankheit der Seele oder des Körpers sprechen sollte. In Wirklichkeit waren Leib und Seele zugleich stark erschüttert, die Gemüthsleiden aber über-

wogen bei weitem die körperlichen Leiden. Seit dem Jahre 1825 wurden die Klagen über die zerrüttete Gesundheit immer häufiger; er nannte seine Krankheit einen unbegreiflichen Nerventraum. Er dachte bald von dem Tode erlöst zu werden. Er besang in seinem ersten lyrischen Gedicht, vom Jahre 1825, die Dunkelheit.

Es will mein Geist dein trübes Reich umfliegen,
Und aus der Seele schwebt der Führer auf.
Mein düst'rer Sinn ist's, der mit dir verwandt,
Sich selbst in deine Zauberkreise bannt.

Dieser düstere Sinn war es eben, der ihm jede Freude vergiftete.

Wo nur ein freudiger Augenblick lebet,
Wird schon der zweite des ersteren Grab.

schrieb er einst im Stammbuch eines Freundes. Er geißelte unbarmherzig sein eigenes Ich. Statt den Kummer zu vertreiben, wie sein göttlicher Valentin that: „Jetzt zeigt sich der Kummer so klein wie ein Zwerg, und kommt er uns wirklich noch mal ins Haus, der Valentin jagt ihn zum Tempel hinaus", häufte Raimund selbstwollend Kummer an Kummer, Leiden an Leiden. Er fühlte es tief in seinem Inneren, gestehet er an Toni, daß er Glück und Ruhe vergebens auf dieser Erde suche, er sei nur geboren, um sich und andere zu quälen. Wie der

zum Bettler gewordene Verschwender konnte Raimund von sich selbst sagen:

Mein Herz ist stets des Kummers Beute.
Durch eigne Schuld bin ich gekränkt.

Er hatte sich, wie er sagte, auf dem Meere des Lebens ein unruhvolles Schiff erwählt; vergebens hat er den Hafen der friedlichen Stille zu erreichen gesucht. Nach Frieden hat sich sein Herz seit der Jugend gesehnt. Raimunds Lebensideal war demjenigen Grillparzers verwandt: Ein bescheidenes Glück, ein zufriedenes Herz, ein stiller Frieden, das Wirken im ruhigen, trauten Kreise, die schuldbefreite Brust.

Man muß stets lustig sein
Und sich des Lebens freun,
Außer man hat kein Geld,
Nachher ist's freilich g'fehlt.

lautete der Schlußgesang des Barometermachers. Das „Beatus ille, qui procul negotiis" Horaz' hat Raimund so oft wie Grillparzer angestimmt. Seine in die bunte und wirre Welt geschleuderten Kinder, sehnen sich alle nach dem sicheren Hafen des häuslichen Glückes zurück. Die Größe ist gefährlich, der Ruhm ist ein leerer Wahn, alle Reichthümer der Welt ersetzen den Frieden des Inneren nicht. So

findet sich Florian im Diamant des Geisterkönigs im Wirrwarr fremder Leute bei hohen Fürsten recht unbehaglich. „Für mich blühen auf diesem Boden keine Rosen“ und sein Herr sagt am Schlusse zum Zauberfürst: „Nimm alle deine Schätze zurück, ich will sie nicht, ich verlange sie nicht. Gieb mir Aminen's Hand und ich will auf alles verzichten.“ Das Glück macht den Bauer Wurzel zum Millionär; die Jugend aber verläßt ihn, jede Freude, jeder wahre Genuß ist dahin; er wird zum greisen Aschenmann: „Aber es g'schieht mit Recht, warum bin ich kein Bauer geblieben.“ Wie eine Krone heiß auf die Stirne drückt, zeigt die Unheilbringende Krone.

Genügsamkeit bleibt doch die köstlichste Salm.
Der Reiche liegt schlaflos im goldenen Saal,
Doch kummerlos schlummert die Kuh in dem Stall.

war die Schlußmoral von Valentin im Verschwender. Rührender, ergreifender konnte Raimund seinem Ideal des bescheidenen Glückes nicht Ausdruck geben, als in der Scene der Köhlerhütte im Alpenkönig und Menschenfeind, wo die aus ihrer Hütte vertriebene, sonst in Elend und Noth aufgewachsene Köhlerfamilie in einem wehmüthigen, leise verklingenden Chor ihren Abschiedsgesang anstimmt:

So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus,
Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.

Wie seine dramatischen Helden sehnte sich der Dichter nach Ruhe und Sammlung. Er floh die Welt; er war früh, wie seine Fee Cheristane „durch Einsamkeit erkrankt“. Er fühlte wie Octavian in der Unheilbringenden Krone:

Mich freut der grüne Wald, beglückt die Einsamkeit,
Ich hab' sie selbst gewählt, lieb' sie wie einen Sohn.

Er konnte, wie Clemens Brentano in dem von Beethoven komponirten Liede, die Einsamkeit preisen:

Einsamkeit, du stummer Brunnen,
Heil'ge Mutter tiefer Quellen,
Zauberspiegel innrer Sonnen.

Wie die von Thomsons Seasons angeregten, wie Jean Jacques Rousseau für das Landleben begeisterten Hagedorn, Gleim, Uz, Brockes, Ewald von Kleist, Geßner, fand der wehmüthig klagende Volksdichter Oesterreichs sein Heil im Schooße der Mutter Natur. Die üppigen Wiesen der Brühl, die sanften Thäler von Neustift, die mit immer grünenden Tannen gekrönten Berge, die Felsenschluchten, die erhabenen, wildromantischen Alpenlandschaften in der Steiermark, in Tirol, im Salz-

kammergut, vor allem aber sein geliebter Gutenstein gönnten dem Dichter die einzige wohlthätige innere Ruhe. „Hier", sagte er, „sitze ich, ein Held der Einsamkeit, und die Kämpfe meiner Leidenschaften durch mein ganzes Leben reihen sich auf dem Schlachtfelde meiner Phantasie." Die Natur war allein imstande, ihn mit den Beleidigungen der Menschen auszusöhnen. Wie sein drolliger Chevalier Dumont im Verschwender schwelgte er in den Reizen der Natur. Auch ihm gefiel Morgenroth weit besser als Ducatenglanz. Wie Lenau entnahm er aus der unmittelbaren Anschauung der Natur Züge für seine eigene Dichtung. Der Natur klagte er seine Leiden an. Die Natur gab ihm neue Schaffungskraft und Begeisterung.

Hier, sagt er im Gedichte an Gutenstein:

Hier will ich oft des Beifalls Rauschen
Mit der bescheidenen Stille tauschen
In des Thales dunklem Hain.
Hier will ich all mein Gluthverlangen
Kühlen an den blüh'nden Wangen
Und an deinem holden Busen
Suchen dann der flücht'gen Musen
Kunstgeweihte Spur.

In der gottesfreien Natur wob Raimund am liebsten seine dichterischen Träume. Die Welt des Traumes war seine eigentliche Welt. Die Jugend,

das Glück, alles Irdische, Alles was lockt auf Erden, ist vergänglich wie ein Traum. Ergreifender hat vielleicht kein Dichter das alles Vergängliche im menschlichen Leben ausgedrückt als Raimund in den einfachen Versen, womit die Jugend von Wurzel Abschied nimmt:

Brüderlein fein! Brüderlein fein!
Mußt mir ja nicht böse sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehen.

Wie erschütternd ist die Klage, welche der bettelnde Wurzel als Aschenmann ausstößt: „Ein Aschen! Au Weh! Was bin ich für ein miserabler Mensch! Ein Aschen! Was war ich! Und was bin ich jetzt? Ein Aschen!"

Im Märchen, im Zauberspiel hat der gemüthsvolle, gemüthstiefe und gemüthskranke Dichter seine Gedanken am liebsten ausgesponnen. Er wurde für Oesterreich und Deutschland, was der, unserem Raimund in manchem seelenverwandten, Schiller auch sehr sympathischen Carlo Gozzi für Italien wurde. Den von den Romantikern lang ersehnten Wunsch einer Märchenkomödie hat Raimund schön und unvergänglich in Erfüllung gebracht. Er griff zur Mythologie, zu mythologischen Gestalten und brachte, wie seine Vorgänger Perinet, Bäuerle, Gleich, Meisl, unzählige Götter und Feen auf die Bühne, die

Personification mancher abstrakten Begriffe: Neid und Haß, Tugend und Laster, Jugend und Alter, Morgen, Abend und Nacht, Hoffnung und Zufriedenheit; was aber bei seinen Vorgängern bloß äußerliche Effekthascherei blieb, erhielt bei Raimund wahres Fleisch, wahres Blut. Mit seltener Kenntniß des menschlichen Herzens, mit tiefer, oft gar an Calderon und Goethe mahnender Symbolik hat der Dichter seine personificirten Gestalten belebt, beseelt, faßlich, rein menschlich gemacht. Als erschütterndes Symbol der Unbeständigkeit und Wandelbarkeit menschlicher Dinge erscheinen uns sozusagen sämmtliche Zaubermärchen Raimunds. Bald in leiser, kaum wahrnehmbarer, einlullender Musik, bald in wehmüthigen Klagetönen, bald in siegreich triumphirenden Accorden pflegte Raimund zuweilen das bunte Treiben seiner phantastischen Welt zu umhüllen. Furien und Feen und Nymphen erscheinen und verschwinden gleich, Säle und Paläste stürzen zusammen, Stufen verwandeln sich in Wolken, Wolken brechen sich und lassen Paläste von hellrothem Marmor durchblicken, durch Zauberkraft, mit Flugmaschinen werden Zauberberge bestiegen, grausige Höhlen, elende Hütten verwandeln sich plötzlich in bezaubernde Landschaften, in Felsen mit Blumen umwunden, mit Palmen überschattet, Altes wird plötzlich jung, Junges plötzlich alt, Schätze und Kronen beglücken plötzlich den

Armen, und gleich werden sie ihm entrissen. „Ist's Traum, ist's Wahrheit, was ich sah und hörte?" Was Flottwell im Verschwender sich selbst fragt, fragen wir uns auch am Schluße jedes Stückes Raimunds.

Mag man mich immer einen Träumer nennen,

sagt Raimund im Gedicht an Gutenstein.

O dürft' ich nie von meinem Traum mich trennen!
Wohl dem, der seine Träume lange liebt!
Traum schenkt noch Glück, wenn Wirklichkeit zerstiebt,
Was du mir bist, bist du nicht Jedem wohl:
Des tiefen menschlichen Gemüths Symbol.

Mit seinen Träumereien und Phantasiegebilden, mit seinem ganzen Schaffen überhaupt war aber Raimund nie zufrieden, und es gehört zu den größten tragischen Leiden dieses genug geplagten Dichters seine Entzweiung zwischen Beruf und Kunstanlage, zwischen der Poesie und dem wirklichen Leben, der Zwiespalt zwischen Wollen und Können. Er war ernst, ja düster von Gemüth und mußte als Spaßmacher der Volksbühne wirken; er sehnte sich nach Einsamkeit und Stille und mußte von dem Wirbel der Leidenschaften der Welt fortgerissen werden. Er quälte sein armes Innere mit Aufgaben, denen er nicht gewachsen war. Die Erfolge an der Volksbühne befriedigten ihn nicht, mit immer

brennenderem Ehrgeize wollte er höher streben, wollte an die Hofbühne gelangen. Die Ursprünglichkeit, die Natürlichkeit, die Tiefe seiner Komik wußte er selbst nicht genug zu schätzen, er hätte am liebsten Dramen von höherem Stil schreiben mögen; er rang um die Palme der Tragödie. „Ich bin zum Tragiker geboren" sagte er einst zu Bauernfeld. Die tragische Dichtung versagte ihm aber. Das Höchste war ihm mißgönnt. Nur in seiner Sphäre war er groß und unerreicht. Er stieg freilich vom Barometermacher zum Verschwender immer höher und höher auf die Stufe des Ernsten und Elegischen. Er wagte gar in Moisasurs Zauberfluch eine halbe Tragödie; er wollte den Spaß, die Komik, die heitere Laune verdrängen; diese aber kehrten unfreiwillig zurück, und sein Ernst, seine Tragik waren oft nur, wie Grillparzer bemerkte, bildlose Melancholie. Die ernsten, gehobenen Scenen in den Stücken Raimunds sind oft schwach und steif; Raimunds Longimanus ist ein unerträglicher Fürst; Eduard, August, Flottwell sind oft nicht minder langweilige Herren. Seine Diener sind dagegen immer köstlich und immer wahr. Sie sind es, welche die tiefsten Wahrheiten aussprechen und in humorvoller, schlichter Weise eine tiefe Philosophie des Lebens entwickeln. Raimund klagte einmal, er sei „kein Studirter", was gewiß ein

großes Glück für die österreichische Volksbühne war; er wollte aber die Mängel seiner Erziehung wieder gutmachen und warf sich mit fieberhaftem Eifer auf das Studium; er verschlang die Dramen der Höchsten; er wollte mit den größten Dramatikern der Welt wetteifern. Der böse und wilde Dämon der Ungenügsamkeit hat den Dichter beständig verfolgt.

Die letzten Lebensjahre Raimunds bieten einen unerfreulichen, jammervollen Anblick. Die Wolken zogen immer düsterer über den Dichter her. Die Hypochondrie war nimmer zu bewältigen. Nur die Liebe warf noch ihre erheiternden, erwärmenden Strahlen auf die kühlen, frostigen Wintertage. Wenn schon alles welkte und schwand, so gehörte Raimunds letztes Grün der Geliebten. Seine Toni, seine Leidenströsterin stand ihm treu an der Seite. Wie Egmont in Goethes Drama am Vorabend des Todes sein Clärchen in himmlisch verklärter Gestalt erscheint, so erschien Raimund die unglückliche Gefährtin als Cherub: „einen Engel sehe ich niederschweben in der höchsten Noth, einen Lilienstengel hält er in der einen Hand zum Zeichen seiner Unschuld, seiner reinen Liebe und mit der Friedenspalme berührt er das schwer verwundete Herz.“ Von der Zeit, in welcher Toni in großartiger Ergebenheit den Dichter auf seinen Wanderungen als Schauspieler (in Hamburg, in Berlin) begleitete,

sind uns leider keine Aufzeichnungen bewahrt. An die eigene Geliebte mußte Raimund denken, wenn er seinen hinsinkenden Flottwell zur geliebten Fee sagen läßt: „Sieh, wie die Wehmuth um vergang'ne Zeit mich tödtet“, und Cheristane, an Grillparzers Medea erinnernd: „Verzweifle nicht, mein theurer Julius und dulde noch dein kurzes Erdenloos.“ Der Dichter aber verzweifelte. Die rührende Ergebenheit des Tischlers Valentin, welcher in seinem Hobellied getröstet der Welt Ade sagen wollte, wenn ihn der Tod einst gezupft hätte, besaß Raimund nicht. Er nahm grimmig von der Welt Abschied.

Seine Krankheit, das Nervenfieber, nahm immer zu. Die Erfolge Nestroys, die Kunst, welche die frivole, rücksichtslose, beißende, zersetzende Komik bei seinem Volke immer mehr gewann, verletzten ihn schwer. War Raimunds erster lyrischer Erguß ein Gedicht an die Dunkelheit, so war sein letztes eine Hymne an die Nacht.

In des Lebens Sommertagen
Sinkt die Freude mir in Nacht;
Und nur ihr will ich es klagen,
Was so elend mich gemacht.

Und finstere Nacht wurde in seinem verödeten Innern. Er verfiel in jene Todesangst, welche Zacharias Werner in den Söhnen des Thales

verherrlichte, und welcher auch der tiefe, selbstquälerische Novalis nach dem Tode der Geliebten huldigte. Am 30. August 1836 nahm sich Raimund in Pottenstein in einem Anfall von Wahnsinn durch eigene Hand das Leben, 25 Jahre nach dem tragischen Ende Heinrichs von Kleist, 7 Jahre bevor Michael Enk von der Burg seinen Tod in den Wellen der Donau fand. Raimunds Geliebte wußte sich ein Herz zu fassen; sie zog sich in jene einsame Wohnung zurück, welche Raimund in der Nähe von Gutenstein gekauft hatte und die ihr als Erbin zugefallen war und brachte dort die ersten Jahre der Trauer zu. Sie hatte noch viel vom Schicksale zu erdulden. Um die Mutter in schwerer Noth zu unterstützen, sah sie sich selbst in Schulden verwickelt; sie mußte kummervoll ihr Leben fristen. Sie verfiel immer mehr in tiefe Schwermuth. Am 25. März 1879 starb sie. An ihrem Sterbebette fand man die Hirnschale Raimunds, mit diesen, von Tonis Hand geschriebenen Versen:

Mein Herz, mein Herz, es glühte vergebens,
Ein kurzer Traum nur war's von Seligkeit.
Versunken ist mein Paradies des Lebens,
Entblättert meiner Liebe Blumenzeit.

„Ein tief Gemüth bestimmt sich selbst zum Leid", heißt einer unter Raimunds Aphorismen. Die ganze Liebes- und Leidensgeschichte des gemüthsvollsten

Volksdichters Oesterreichs bewahrheitet diesen Spruch. Raimund gehörte nicht zu den Titanen, welche mit unbezwinglichem Drange, dem Gewöhnlichen, Maaßvollen, Faßbaren trotzend, mit kühnem, mächtigem Fluge schwindelnde Höhen erreichten. Seine Kunst war begrenzt; sie kannte keine steilen Höhen, keine unergründlichen Tiefen, sondern bloß sanfte, liebliche Fluren. Wenn Raimund gelegentlich den hohen, ihm nicht angemessenen Flug nahm, wenn er sich mit Shakespeare und Calderon maß, dann ist er gefallen. In seiner kleinen Welt aber umfaßte der Dichter die ganze Stufe menschlicher Gefühle; seine Poesie erreichte in ihrem schlichten Gewande eine Innerlichkeit, welche beispiellos in der Geschichte der Weltlitteratur dasteht. Ein Oesterreicher, ein Wiener vom Scheitel bis zur Sohle, zeigte er in seinem Dichten, in seiner Liebe, in seinen Leiden alle edlen Züge des vaterländischen Charakters. Er war trotz seiner Bitterkeit und Verstimmung ein naives, ein reines, ein rührend tiefes, ein göttliches Gemüth, ein phantasievolles Kind, ein Kind wie Schubert, dem das gewaltige Ringen eines Beethovens nicht zusagte, welcher aber in seinen seelenvollen Liedern, in den schlichtesten Tönen, eine Welt von Gefühlen umfaßte und eine unnennbare musikalische Innerlichkeit erreichte. Die Leidenschaftlichkeit, die Herzensgüte, die Treue Raimunds spiegeln sich

am schönsten in seiner unerschütterlichen Liebe zu Toni Wagner, einer Liebe, welche wohl nur in dem Verhältniß Lenaus mit Sophie Löwenthal ihresgleichen hat. Und wenn Lenau an die Geliebte schrieb: „Noch in unserem Alter werden wir's erleben, daß eine himmlische Leidenschaft in unseren Herzen für einander entflammt", so hätte Raimund, so gut wie Lenau, sich einer solchen Leidenschaft rühmen dürfen.

So lange Gemüth und Phantasie und reine, tiefe, poetische Anschauung ihre Rechte auf Erden bewahren und uns vor Niedrigkeit, vor Gemeinheit und Schmutz beschirmen, so lange wird Raimund als hellleuchtendes Gestirn am trüben Himmel unseres Lebens glänzen.



Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

